

26
Laⁿ

IX 19^v
=

Je ne fay rien
sans

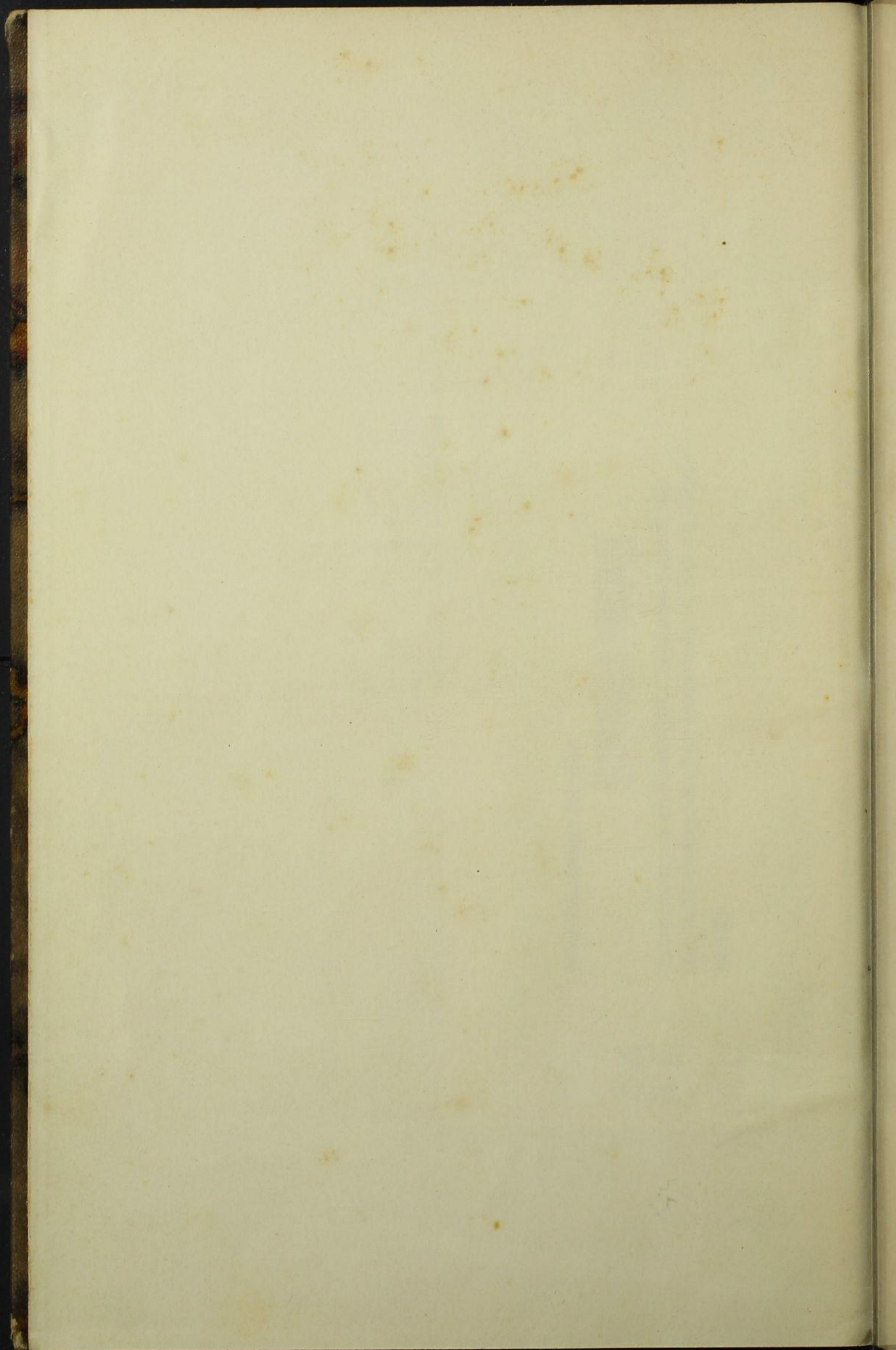
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin

400,00

L. H. H. H. H.
1952



Erinnerungen an Brasilien.



Von

F. Avé-Lallemant,

weiland Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde
in Rio de Janeiro.

1. Banane. Von der Norddeut. Jugendzeitung gekrönte Preisschrift.
 2. Die Bai von Rio de Janeiro und Fischerei auf derselben.
 3. Meine erste Reise nach der deutschen Colonie Petropolis.
-



Q ü b e c k ,

in Commission der von Rohdenschen Buchhandlung.

1854.

Vorwort



1. Abschnitt

Erste Abtheilung

- 1. Die Natur der Sache
- 2. Die Natur der Sache
- 3. Die Natur der Sache

Zweite Abtheilung

Zweite Abtheilung

1851

Der Hochverehrlichen

Lübeckischen Gesellschaft

zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit

Hochachtungsvoll

gewidmet

vom

Herausgeber.

Der Hochschiffen

Die Schiffe

der Kaiserlichen Marine

Beobachtung

1812

1812


Verlag

V o r w o r t.



Der Druck nachstehender „Erinnerungen an Brasilien“, deren mündliche Mittheilung von der hiesigen hochverehrten „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit“ eben so wohlwollend als nachsichtig aufgenommen wurde, ist aus dem Wunsche hervorgegangen, daß sie nachträglich auch in die Häuser gelangen und der erste neu hinzugefügte Aufsatz namentlich auch der lieben Jugend zukommen mögte, der des Herausgebers beste Zeit bildend und erziehend seit vielen Jahren gewidmet ist.

Lübeck, zur heiligen Weihnachtszeit
1853.



Fortsetzung



Die zweite nachherige Abtheilung an Statuten,
deren inhaltliche Mittelung von der hiesigen hochverehrten
Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit
in nachstehend als nachstehend aufgeführt wurde, ist aus
dem Gründe hervorzuholen, daß sie nachstehend auch in
die Folge gelassen und der erste von hiesiger Seite
ausgegeben und der hiesigen Gesellschaft übergeben, der der
Gesellschaft beste Teil davon und esleber für einen
Teil davon ist.

Hierbei zur letzten Abtheilung
1853

I.

B a n a n e.

„Du machst, daß die Bäume voll Saft stehen.—
Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel!
Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde
ist voll deiner Güter!“

Psalm 104.

„*Biblia naturae*,“ so hat der alte holländische Arzt und Naturforscher Swammerdam seinen köstlichen Quartanten betitelt, in welchem er einzelne Creaturen Gottes mit solcher Lust und Liebe beschreibt, daß er sich, wenn er mit einer Beschreibung fertig ist, vor Freude über den wunderbaren Schöpfer solcher Creatur nicht halten kann und in einen Spruch der andern Biblia ausbricht, indem er bald aus Hiob, bald aus einem Psalm, bald aus einem Propheten eine Lobpreisung Gottes anführt. Der liebe alte Quartant hat mir in meiner Kindheit häufige und große Freude gemacht, und ich habe ihn nie vergessen können. Besonders als ich die Wunder der Tropenwelt zu sehen bekam, mußte ich an den ehrwürdigen Swammerdam denken, und oft wünschte ich, daß der alte Herr doch bei mir wäre und meine Freude theilen könnte.

Aber er ist schon lange todt. Nun habe ich aber auch oft an dich, du liebe, deutsche Jugend, gedacht. Wenn ich so die Wasserleitung bei Rio de Janeiro entlang in's Gebirge hinauf wanderte und nun die bunten Schmetterlinge alle um mich her flatterten und die seltsamen Käfer an den alten Baumstämmen krabbelten, da habe ich mir oft gedacht, wie du wohl mit Ketscher und Schachtel fangen und sammeln und es gewiß nicht

so machen würdest, wie die träge romanische Jugend drunten in der üppigen Kaiserstadt, die, in ihren Collegien eingepfercht, den lieben langen Tag verfrigt und sich um die Gotteswelt nicht kümmert, die keinen Winter kennt, sondern Tag ein Tag aus, Woch' ein Woch' aus, Monat ein Monat aus ununterbrochen fort arbeitet und schafft und Wunder auf Wunder produziert. Nicht wahr, da sollten deine Kisten und Kasten bald voll werden, wenn du da wärest!

Nun bist du aber nicht da. Ich auch nicht mehr. Aber ich bin doch da gewesen, und das soll dir in Ermangelung des Besseren zugute kommen. Ich will dir Dies und Jenes aus der Tropen-Natur beschreiben. Und wenn ich dabei mitunter swammerdamisch vergnügt werde, so ist das eine alte Jugendgewohnheit, die du mir zu gute halten mußt. Des alten Swammerdams Art sollte — mein' ich — nie aus der Mode gekommen sein. Ist doch Gottes Natur noch immer dieselbe und kömmt nie aus der Mode!

Dies erste Mal soll's nun kein Käfer oder Schmetterling sein, sondern so ein Ding von Pflanze, eine Blume, ein Baum, ein Küchengewächs — — du kannst's nehmen, wofür du willst: die Banane soll's sein.

Du kannst's nehmen wofür du willst, denn es ist eine einzige Blume und doch auch wieder ein Baum oder auch ein Küchengewächs, ungefähr wie eine Porrée-Stange. Alles zusammen scheint's zu sein. Um dich aber doch einigermaßen zu orientiren, wollen wir uns unter dem Wirrwar alles dessen, was Pflanze heißt auf Erden, etwas Luft schaffen.

Alle Pflanzen werden in drei Classen eingetheilt. Der Eintheilungsgrund ist von dem Samen hergenommen, weil dieser an der Pflanze die Hauptsache oder eigentlich die Pflanze selbst in neuer Generation ist. Bei der niedrigsten Classe ist der Same nur ein Pflanzenstück, das aber gleichwohl eine neue Pflanze bildet, ähnlich wie bei gewissen Würmern, deren von einander geschnittene Stücke wiederum neue Würmer bilden. Es sind dies so unvollkommene Pflanzen, daß man sie auf den ersten Anblick oft gar nicht für Pflanzen ansieht, z. B. die Flechten, der Schimmel, die Schwämme. In den beiden andern Classen hingegen besteht der Same aus dem kleinen Pflanzenkindchen selbst und aus dem Muß, in welches es, da die Mutter es gleich nach der Geburt in die weite Welt hinausgeworfen hat, auf's Sorgfältigste eingepackt ist, und welches ihm zugleich, wenn es unter die Leute kömmt, zum Schutz dient. Sind es

zwei Nußhälften, zwischen denen das Keimkind — wie ein Menschenkind in der Wiege zwischen Ober- und Unterbett — steckt, so heißt die Pflanze eine dicotyledonische; sitzt es aber in nur einer Nußmasse, so ist die Pflanze eine monocotyledonische. Diese verschiedene Mitgift ist für's ganze Leben entscheidend. Denn während die dicotyledonischen Kinder ihre ersten Lebenstrieb nach den beiden Nußhälften in divergirender Richtung schweifen lassen, so daß sie hernach in immer neue Aeste, Zweige und Blätter auseinander gehen und in solchem romantischen Wirrwarr als höchst vielseitig gebildete Personen auftreten: so strebt das monocotyledonische Kind in schöner Concentrirung seiner Kräfte einseitig himmelan, ohne Aeste und Zweige, hat mit seinem spärlichen Wurzelwerk wenig mit der Erde zu schaffen, behauptet aber auch dafür eine herrliche Symmetrie im ganzen Bau und ist oft — als Palme des Urwaldes — mit seiner majestätischen Laubkrone über den stärksten dicotyledonischen Baumriesen erhaben, oder es bilden diese Pflanzen, wenn sie mit sich allein sind, kühne Gewölbe, indem sie gegenseitig ihre Blatthände zu Spitzbögen andächtig zusammen legen, was wir Menschen ihnen denn, gothische Dome wölbend, nachmachen.

Zu den monocotyledonischen Pflanzen gehört nun die Banane (Pisang, Paradiesfeige, *musa paradisiaca*).

Sobald das Bananenkind im Schooß der Erde sein Nuß aufgeessen und sein Zwiebelwurzelknöllchen gebildet hat, streckt es seinen Leib spitzköpfig wie eine Papierdüte aus dem Boden hervor. Wenn du, lieber Leser, die Hyacinthen, die du in Töpfen zogst, beim Aufgehen aus der Erde aufmerksam beobachtet hast, so weißt du ungefähr en miniature, wie das Bananenkind en gros zuerst erscheint. Aber an eineerspaltung in Blätter, wie bei der Hyacinthe, darfst du für's erste noch nicht denken: das Kind wächst und wächst immer in unentwickelter Papierdütengestalt spitz himmelan, mit einer Kraft und Unverdroffenheit, von welcher du hier im Norden keine Vorstellung hast. Laß dir ein Beispiel vorführen. Ich bewohnte eine Zeit lang ein Haus, das unten an dem letzten Hügelabhang eines herrlichen Urwaldgebirges lag: vom Hause aus dehnte sich eine mit üppigem Hochgras (*Capim* nannten es die Leute) überwucherte Niederung aus, von einem Graben begrenzt, dessen Sumpf-Wasser vor lauter fetten vegetabilischen Auflösungen kaum von der Stelle fließen konnte. Das war so recht der Ort für die liebe Bananenjugend; die ganze diesseitige

schanzenartige Erdauslagerung auf und ab am Graben stand voll von ihr. Die Spitzköpfe drangen überall so ungerufen hervor und schossen so mastig in die Höhe, daß mich es eines Tages, als ich wieder einmal durch die Capim-Niederung hinunter spaziert war, unwiderstehlich gelüstete, diese unerhörte Lebensthätigkeit auf die Probe zu stellen. Gedacht, gethan! Ich hole ein mächtiges Tranchirmesser vom Hause herunter und säbele einem der saftstrogigsten Burschen, der unten am Fuß des Kegels schon reichlich seine sechs Zoll Durchmesser hatte, den Spitzkopf herunter. Hinterdrein that mir's leid, denn aus den großen Zellenschläuchen des Kegelstumpfs weinte der Bursche in krystallhellen Thränen sein bitteres Herzeleid aus. Nach dreien Tagen gehe ich wieder hinunter, meinen geköpften Patienten zu besuchen, und siehe da: ein neuer Spitzkopf hatte sich mehrere Zoll hoch aus dem Stumpf herausgeschoben. Ich köpfte wieder und ging nach einigen Tagen wieder hin; wieder ein dito Spitzkopf! Ich wiederholte mein Manöver, nach einigen Tagen auch er zu einem neuen Spitzkopf das seine. Mich ärgerte das ordentlich, und ich ließ ihn, da ohnehin mein Messer von seinen Thränen bereits ganz stumpf geworden war, diesmal reichlich acht Tage in die Höhe schießen. Dann ging ich hin, faßte den Burschen beim Schopf, drehte ihm gewaltsam den Hals um, bog den umgedrehten Kopf nieder und band ihn seitwärts fest am untern Stumpf, in der sichern Voraussetzung, daß ich nun für immer mit dem Troßkopf fertig geworden sei. Als ich aber nach dreien Tagen wieder hinunter komme, — denke dir, Leser! — da hat sich oben durch den umgedrehten, niedergedrückten, festgeschwürten Kopf ein neuer Spitzkopf durchgebohrt, eben so schlank und strogig wie alle früheren heruntergesäbelten. Den alten festgebundenen Kopf wieder in die Höhe zu richten, das hatte der Bananenbursche freilich nicht vermocht, da hatte er sich denn so geholfen. Gleichwohl ist dies noch bei weitem nicht das non plus ultra von vegetabilischer Lebenskraft, das ich im Tropenlande ausprobirt habe. Eine Passiflore, die in den Urwäldern die gewöhnlichste der riesenbaumwürgenden Schlingpflanzen bildet, hat mir hernach noch ganz andere Nüsse zu knacken gegeben. Doch davon vielleicht ein andermal. Jetzt zurück zum Bananenjüngling.

Dieser wächst also immer zu, und immer als regelmäßiges, glattes, grünes Kegel-Monstrum stracks in die Höhe. Kraft und Courage dazu nimmt er, ehe ihm die Blattarme anwachsen und er dann anderweitig zulangen kann, allerdings aus der Erde her. Denn ein solcher Schwarm-

geist ist er nicht, daß er meinen sollte, er könne himmeln, ohne zugleich auch Erdenbürger zu sein. Solche Extravaganzen überläßt er dem leichtsinnigen Volk der Orchideen; diesen geschneigelten, nach immerwechselnder Mode gepushten Zierpuppen mag es geziemen, auf jedem Schlingpflanzenstrick ihre seiltänzerischen Stellungen einzunehmen, auf jedem Urwaldsast ihre romantischen Lustschlösser sich zu erkiesen. Er, der edle Bananenprinz, wurzelt in der Erde, und dafür bildet sich die Zwiebelwurzel denn auch anfangs ganz bedeutend aus, aber nur, um hernach im Wachsthum fast ganz still zu stehen und dem Strebsamen dann nur noch den nothwendigen Halt an der Erde zu gewähren, ihn zur Haupt-Nahrung auf himmlischen Nektar anweisend. Denn unterweilen hat sich an seiner Spitze das erste Blatt herausgewickelt.

Man merkt es zuerst gar nicht, daß es ein Blatt werden will. Undeutlich spaltet sich oben die Spitze, die Spalte zieht sich allmählig an der einen Seite herab, die zurückweichenden Ranten der Schale schließen sich fortwährend eng an den höher und höher hervordringenden Spitzen-Aussatz an, und nur das frischere, saftigere Grün des neuen Emporkömmlings verräth, daß hier etwas Besonderes werden will. Bald schwillt unten an dem Spalt der schlanke Aussatz keulenförmig an und steigt, von einem dünneren Halse getragen, weiter und weiter aus dem Spalt hervor; man merkt unten den Blattschaft und oben in der Keule vermuthet man das Blatt selbst. Und richtig! auseinanderwickeln thut sich die Keule, und das schöne Blatt entfaltet an beiden Seiten der hoch und spitz sich hinaufdehnenden Rippe ihr neugebornes zartes Grün. Die Färbung wird, während das Blatt sich zu einem herrlichen Bogen aus der Seitenspalte des Baumschaftes herausneigt, nach und nach auf der Oberseite glitzender, glatter und dunkler, — doch nie so dunkel wie das Grün unserer gewöhnlichen Laubbäume, — die Unterseite aber behält den matteren Schimmer, welcher durch einen darüber hin geathmeten Hauch — ähnlich dem über unsern Zwetschen — noch mehr gemäßig wird. Während dies vor sich geht, während der unten dreikantige Schaft, die eine Kante nach außen gewendet, sich im stolzen Bogen überneigt, ist bereits unten an der inneren, etwas dachziegelartig einwärts gebogenen, Seitenfläche des Schaftes ein anderes Blatt, ganz so wie das erste, hervorgebrungen, neigt sich aber nach der entgegengesetzten Seite, ein drittes, nach ihm dann hervorgebrungenes, zwischen beide, ein viertes diesem gegenüber, und so weiter

fort. Unterweilen wächst der Baumschaft selbst so rasch mit empor und nimmt an Dicke so mächtig zu, daß man wohl merkt, es führe jedes neue Blatt dem ganzen von oben bis unten saftstrotzenden grünen Mutterstamm neue ätherische Nahrung zu. Und das thut es auch, und mit welcher edlen dankbaren Selbstaufopferung gegen die Mutter! Um dieses edle Liebes-Thun und Liebes-Opfern recht würdigen zu können, mußt du, lieber Leser, dir es gefallen lassen, daß ich dich mit den Aether-Environs da drüben im Tropenlande etwas näher bekannt mache.

Sieh, es ist da drüben nicht wie bei uns mit der Atmosphäre, trübe, kalt und feucht; bei Leibe nicht! Dabei würde keine Banane aufkommen! Naß ist's dort allerdings auch, aber nicht wie bei uns, naßkalt, sondern so recht bad-naß-warm. Woher das kommt, kann ich dir nicht sagen. Die Wärme kommt natürlich von der lieben Sonne her, die dort fast das ganze Jahr hindurch scheinrecht über dir steht. Aber diese fortwährende Feuchtigkeit dazu, dieser beständige lebenbrütende Brodem auch bei tagelang klarem, sonnenhellem Himmel, ist mir unerklärlich. Ich vermuthe, es kommt von den ungeheuren Urwäldern weit und breit her. In diese hinein bis auf den Boden dringt keine Spur von Sonnenstrahl; es ist bei helllichem Tage tiefe schauerliche Dämmerung dadrin. Draußen aber, oben drüber, brütet die liebe Sonne und braut nun die Feuchtigkeit des Bodens auf, hinauf zu den Myriaden dürstender Blattfehlen, die aber bei all ihrer Nimmersättigkeit das überreichliche Getränk nicht vollständig verconsumiren können, sondern vieles zieht in die Breite und in die Weite, und der Vorrath ergänzt sich immer auf's neue, denn die Blätter setzen es durch's Gewächs hindurch unten in den Boden wieder ab, zu neuem Aufbrau. So, denk' ich mir, geht es zu mit der Fabrikation des Nektars, der drüben den glühenden, sprühenden Sonnenäther in gar feinem, flüchtigem und doch gar nicht zu consumirendem Vorrath durchzieht. Von der Feinheit und Durchsichtigkeit dieser Feuchtigkeitsmasse hast du, lieber Leser, gar keine Vorstellung. Oft, wenn es ganz ausnehmend klares Wetter ist, so daß dein Auge an meilenweit entfernten Gebirgswänden jedes hervorragende Palmenhaupt des Urwaldes deutlich erkennen kann, ist gerade diese transparente Durchsichtigkeit und Lauterkeit des Aethers das sicherste Anzeichen, daß nächstens ein tagelang anhaltender, gewaltiger Tropen-Regen kommt. Wir haben bei uns im Freien nichts von dergleichen wasserbrüt-warmer Lebensatmosphäre. Wenn du aber einmal nach Hamburg in das

Orchideen-Haus eines Kunstgärtners, etwa des Herrn Booth oder Böckmann, kömmt und die beim Eintritt der Broden so feucht und warm entgegenwallt und du dann drinnen wie in einem Dampfbade eingebathen umherdämmerst; sieh, so ungefähr sind die Luft-Environs da drüben beschaffen, aus denen dann auch die Bananenblatt-Arme sich zulangen. Ich meine nicht bloß, daß die Blätter den nächtlichen Niederschlag des Nektars als Thau auffangen. Das thun sie allerdings auch und sind dazu ganz vortrefflich eingerichtet, indem die zwei Männer langen und eine Elle breiten Blattflächen eine Menge Thau auftrichtern können, ohne daß ein Tröpfchen entgleitet, da sie durchaus kein unregelmäßiges, hervorstehendes, Geader haben, sondern die parallelen Nerven alle nach der Blattrippe zulaufen, die, tiefer als die Nerven liegend und unten auf dem Blattschafte eine muldenförmige Vertiefung darbietend, eine höchst zweckmäßige Wasserleitung bildet, die den so aufgefangenen Thau jede Nacht auf's neue zwischen die Blattstiele in's Innere des Bananenschaftes hineingießt. Aber diese Thauzuführung ist es nicht allein, durch welche die Blätter ihren Mutterstamm ernähren, sondern noch auf eine viel zartere, sorgsamere Weise pflegen sie denselben. Während nämlich die obere Seite als Wasserleitung dient, saugt die untere, zu dem Ende mit jenem ungemein zarten Schmelz überzogene, Seite den Nektar in seinen kleinsten Atomen in sich auf und führt ihn im Innern dem Mutterstamm zu. Was das für Saugröhren und Canäle sind, durch welche dies geschieht, kann ich dir, lieber Leser, nicht verrathen. Aber das will ich dir nicht vorenthalten, daß in diesen weichen Bananennerven überhaupt eine alle Zahlen-Vorstellung übersteigende Menge von Röhrchen liegt, die so fein sind, daß du sie, wenn du mit zarten Fingerspitzen ein Stückchen Bananenblatt leise abzupfst und den abgetrennten Rand gegen das Tageslicht hältst, gar nicht einzeln von einander unterscheiden kannst, sondern nur einen überaus feinen Duft an dem Rande schweben siehst. Legst du diesen Duft unter ein Mikroskop, so erscheint er hier allerdings in einzelnen unregelmäßig halb abgewundenen Spiral-Röhrchen, die aber so fein sind, daß sie dir nur wie die feinste Flockseide sichtbar werden, wie Spinnweben, und du kannst dich nicht satt sehen an dieser stillen duftigen Pracht und erträgst gern etwas Augenschmerz im Auseinandersehenwollen dieses lieblichsten aller Wirrwarre. Du kannst dir's hier in der nordischen Heimath im Kleinen vorstellen, wenn du den Blattstiel einer Monatsrose fein abzupfst, unter das Mikroskop legst

und dann da einige kleine, bescheidene Bündelchen solcher Spiralgefäße erblickt.

Hat nun das zuerst entwickelte Bananenblatt seinerseits die Pflege des Muttersthaftes vollendet und den nächst ihm entwickelten Geschwistern das liebe Geschäft zur Fortsetzung überlassen, so neigt es sein Haupt erdwärts, beugt sich mehr und mehr zum Mutterstamm hernieder und umhüllt ihn auch im Sterben noch liebend mit seinem zarten Gewande, das nun mehr und mehr zusammentrocknet, tiefer und tiefer seinen Schaft von der Mutter abschält und endlich zur Erde kömmt und zur Erde wird, von der es genommen ist, nur die leise Spur eines gewesenen Blattsthaftes unten am Mutterstamme zurücklassend.

Oben setzt sich indessen das Treiben und Thun der Blattgeschwister rastlos fort, bis die Mutter das letzte Töchterchen geboren hat und nun der stolze Säulenschaft, zwei bis drei Mann hoch, in seinen schönen Blattbogen nach allen Seiten hin vollendet dasteht. Ein herrlicher Bau! um so herrlicher, da er selten für sich allein, sondern überall, wo man ihn sieht, in zahlreichen Gruppen neben einander steht. Solche einmüthiglich versammelte Bananengemeinde einmal zu sehen und zu hören, möchte ich dir, lieber Leser, gar zu gerne gönnen. Dazu hast du nun aber wohl keine Aussicht. In Ermangelung des Besseren laß dir daher von einem Abende erzählen, wo mich eine solche Bananengemeinde ganz besonders erbaute.

Es war gegen Ende des verhängnißvollen Jahres 1848. Die Nachrichten aus der lieben deutschen Heimath wurden immer trauriger. Und gleichwohl stieg die Sehnsucht nach ihr, das Heimweh, immer höher. Du weißt wohl noch nicht, du liebe deutsche Jugend, was Heimweh ist? Ach, wenn man so über dem Weltmeer weit, weit fort ist vom Vaterlande, und man nun Nachricht auf Nachricht erhält, wie Alles so drunter und drüber gehe daheim, wie alles Bestehende, furchtbar bekämpft, im Todeskrampfe zusammenzucke und nun Alles gar aus zu sein scheine, und wenn nun dazu die nüchterne, fremde Welt, unter der man lebt, vornehm die Achseln zuckt und vorgeblich herzinnigen Antheil nimmt, da doch kein Fünklein von Ahnung der großen Ideen, die solchen Kampf bewegen, in sie hineinfällt; ach, da will es Einem das Herz zerdrücken und man wünscht sich, dort zu sein, um jeden Preis dort in der Heimath, um wenigstens in ehrlichem Kampf zu sterben fürs Vaterland. Da waren nun eines

Tages wieder einmal recht böse Nachrichten mit dem Englischen Packet in Rio angekommen, und da riß ich mich, den Tag über beim Suchen nach irgend einem Hoffnungsschimmer matt und müde geworden, von dem trostlosen Zeitungspapier los und ging mit der sinkenden Sonne hinauf auf die ladeira da Santa Thereza. So heißt der Abhang eines bis hart an Bai und Stadt hinanspringenden Ausläufers des Urwaldgebirges, auf dessen Spitze ein Nonnenkloster liegt so schön, wie nicht leicht ein anderes in der Welt. Oben vor dem Eingange zur Klosterkirche ist eine Terrasse. Auf diese setzte ich mich, stützte den Kopf traurig auf's Knie und mochte nicht hinab auf die mächtige Kaiserstadt, nicht hinaus auf die herrliche Bai, nicht hinüber zu den in Abendsonnengluth getauchten fernen Bergketten sehen, nichts sehen, nichts hören von der fremden Welt, weil die eigene, die Heimath, in so öder Nacht begraben lag. Vergebens schmetterte von unten herauf der lustige Hörnerklang des zur Caserne heimkehrenden Permanenten-Corps; dieser Klang, sonst so frisch und fröhlich mich umschwirrend, wenn ich unter Gottes Naturwundern auf den nahen Bergen umherstreifte, mahnte mich jetzt an die Tollheiten von Freischärlerzügen und Barrikadenmärschen. Vergebens ertönte von den Thürmen der Stadt das getroste Läuten zum Ave Maria: dieser Klang, der sonst, — wenn drunten in den Straßen die Neger bei seinem Hören die schweren Geste und die Rissenwulste darunter andächtig vom Kopf nahmen und leise ihr Ave beteten, — auch mich so unwillkürlich ergriff und weich stimmte, erscholl mir jetzt wie Todtengeläute, unter dem in der Heimath der heilige Christenglaube zu Grabe getragen wurde. Vergebens kündeten unten im Hafen die Wachtschüsse auf den Schiffen aller Nationen das Eintreten der Abendruhe an; diese ernst rollenden Donner, die sonst durch ihr Halt, das sie dem Treiben des Weltmarktes geboten, mich der ewigen Ruhe von allem Erdentreiben getrösteten, schreckten mich jetzt bang zusammen, denn es ward ja in der Heimath Brudermord unter solchem Donner geübt. Dunkler und dunkler ward der Abend. Der Mond stieg hinter den Bergen von Praya grande empor und rollte seine silberne Bahn über die nur noch leise von der ermattenden Seebrise gekräuselte Fluth bis herüber zu den Füßen der Santa Thereza; vergebens auch dieses Schauspiel, das sonst jeden Harm im Herzen gebannt hatte. Bald hörte auch die Seebrise auf zu läspeln. Todtenstille rings umher, im Natur- wie im Menschenleben. Nur mir zu Häupten über der Kirchenthür drang

in mattes Licht aus dem Chorfenster heraus, und das Horrasingen der armen Nonnen vom strengen Cisterzienser-Orden war der einzige Laut, der schwach und zitternd wie Heimchengezirp sich noch regte. Da erstarb auch er, und bald war das Klopfen meines bangen, einsamen Menschenherzens das Einzige, was noch Leben verrieth, — ach, welch ein Leben!

Da klatschte und koste plötzlich dicht neben mir ein allerliebstes Kinderspiel, erst leise, dann lauter und immer lauter, und zuletzt ganz so munter und seelenvergnügt, wie eure kleinen Geschwister zu thun pflegen, wenn sie unter einander spielend in die Hände klatschen und sich Schmägchen geben und Kuschhändchen zuwerfen. Ich erwachte aus meinem dumpfen Brüten und sah staunend um mich her; nichts zu sehen! Aber das Klatschen und Kosen war keine Einbildung; es kam ganz vernehmlich links hinter der Klostergarten-Mauer her. Die armen Nonnen konnte ich nicht in Verdacht haben, denn die dürfen nicht einmal in den ummauerten Garten treten. Wer denn aber sonst trieb dort so ungenirt sein gar nicht endendes Kinderspiel? Ich kletterte an der alten lückigen Mauer empor und sah hinüber. Da stand die ganze Mauer entlang und weit in den Garten hinein die lustigste, lieblichste Bananenschaar, die ich je gehört und gesehen; die beschien der liebe Mond auf ihre zahllos in einander gefalteten Blattbogen und hatte seine Freude daran, und lachte sie recht selig an, und sein Lächeln hüpfte und schlüpfte bogenab, bogenauf, hier, dort, überall, und das glitzerte und glänzte und lachte und leuchtete wie mondbeglänzte Meereswogen, und die liebliche Bananenkinderswelt streckte sich so verlangend zum lieben Gottes-Mond empor, und die Landbrise, die sich, ohne daß ich's gemerkt, auch heute Abend wie immer vom großen Binnenlande her aufgemacht hatte, war so gütig und half dem Verlangen nach, hob hier einen Blattarm, dort einen Blattarm mondwärts, und da freuten sich die Dingerchen und klatschten in die Hände, und kicherten und kosteten und küßten sich. Und unter ihnen, im Grunde, rings um die Stämme her lag doch auch Nacht gebreitet, rechte dunkle Schlagschattennacht, mit allerlei Schlangen- und Otterungezücht! Da schämte ich mich der Nacht meiner Trostlosigkeit, kletterte vollends hinauf, setzte mich auf der Mauer zurecht und ließ mich von der gottlobenden Gemeinde erbauen, nicht Ohr noch Auge von den Predigerinnen abwendend, bis ich an Herz und Seele so gestärkt war, daß auch ich mitloben und heimkehrend das:

„Geh' aus, mein Herz“ und das: „Befiehl du deine Wege“ recht seelenvergnügt in mein Inneres hineinfugiren und fest darin figuriren konnte, so daß ich es noch jetzt, wo ich dir, liebe deutsche Jugend, von der erbau-lichen Bananenpredigt erzähle, in der Seele nachklingen höre und ganz swammerdamisch vergnügt bin.

Aber keine Rosen ohne Dornen, kein Bananengeföse ohne traurige Folgen. Von dem lustigen Auf- und Niederklappen der Blatthände reißen die Blätter oft und vielfach von der Kante bis zur Rippe ein, so daß sie nicht selten wie zerfetzte Fahnen aussehen, was besonders jung ausgewachsenem Volk passiert, wenn es vor Freude über jenen eigenthümlichen Kräuſelwind, der dort gewöhnlich starken Gewittern vorausgeht und dann ein reiches Trinkgelage nach sich zieht, sich nicht zu halten weiß und dann ganz ungebährdig handtiert. Die Herren Naturforscher halten solche Freudenrisse für ganz natürlich und in der Ordnung, und schreiben's und drucken's hin, daß „die Bananenblätter zwischen den Nebenrippen verschiedentlich eingerissen“ sind. Du kannst mir aber glauben, liebe Jugend, solche Extravaganzen sind gar nicht in der Ordnung, sondern es sind sehr unordentliche, unnatürliche, ausschweifende Lustbarkeiten, und nur das ist dabei in der Ordnung und ganz natürlich, daß es zur Strafe dafür Riße setzt.

Auch im Gligern wissen die Bananenblätter oft gar nicht recht Maß und Ziel zu halten, besonders bei hellem Sonnenschein nicht, wo sie mit der stolzen Himmelsprinzessin nicht selten so arg kokettiren, daß es Einem ordentlich das Auge beleidigt und das zarte, gelbliche Jugend-Grün zur Strafe dafür sich mehr und mehr verliert und einem recht häurischen Tiefgrün Platz machen muß. Geschieht aber das Gligern im lieben warmen Sonnenschein mit Maßen, so bleibt die Jugendfrische; und da ist es denn, wenn man so mehrere Tage lang im menschenleeren, einsamen Urwald gereist ist, ein gar lieblicher Anblick, wenn plötzlich das Dunkelgrün des wilden Waldlaubes durch das eigenthümliche Lichtgrün einer Bananenpflanzung unterbrochen wird, und man rafft die ermatteten Kräfte noch einmal recht herzlich zusammen, denn wo Bananen sind, da sind auch Menschen, wirkliche, cultivirte und cultivirende Menschen, und da bekommt man wieder Gottes ebenbildliches Antlitz zu sehen, kann wieder ein vernünftig Wort mit Jemandem schwagen, wird wieder gastfrei aufgenommen und gestärkt und gelobt. Aber nur innerhalb der Wendekreise ist es so.

Darüber hinaus gedeiht die Banane nicht mehr. Das kannst du, liebe Jugend, am deutlichsten bei Rio de Janeiro sehen, welches noch so eben innerhalb des südlichen Wendekreises liegt. Da gedeiht von Bananenwuchs noch Alles rings umher in den Ebenen und in den niedrigen Anfängen der Gebirgsthäler; aber höher hinauf, so wie die Luft nur etwas weniger warm wird, ist es auch mit der Banane vorbei. Wenn du z. B. von der Stadt über die 5 bis 6 Meilen breite herrliche Bai hinaus und dann den reizenden Inhomirim-Fluß hinauf fährst, um nach der deutschen Colonie Petropolis zu reisen, — eine Fahrt, die du, beiläufig gesagt, nicht auf profaischem Dampfschiff, sondern auf der graziösen Falmah mit ihren kühnen lateinischen Schwalbensegeln machen mußt, — so findest du rechts und links an allen Punkten, wo schon Menschen hausen, auch die Banane noch. Und wenn die Wildniß auch nur erst durch ein kleines, liches Plätzchen unterbrochen ist und am Ufer ein auch noch so kleines, bescheidenes Hüttchen steht; die Banane, dieser erste Anfang aller Cultur, ist gleich mit da. Sie folgt treu wie der Hund dem civilisirten Menschen. So findest du sie auch noch an der herrlichen Bergstraße in den ersten Anfängen des majestätisch aufsteigenden Inhomirim-Thales in jeder Gebirgs-Nische, die auch nur ganz leise vom Zauberstabe menschlicher Cultur berührt ist. Sobald du aber zu zweitausend Fuß Höhe aufgestiegen bist, so hört die Banane auf, und vergebens siehst du dich auf der noch höher liegenden Colonie nach ihr um. Kleine schwächliche, versuchsweise emporstrebende Dingerchen wird man vielleicht dir nachweisen können, wie man solche auch schon, wenn ich nicht irre, in Hamburger Treibhäusern hat; aber das ist nicht die vollstrogende herrliche Banane selbst.

Gehe ich dich nun, lieber Leser, mit dem zweiten Akt des Bananenlebens, mit dem der Fruchtbildung, bekannt mache, will ich dir Einiges über den Nutzen sagen, den die Banane schon jetzt, noch vor der Fruchtbildung, hat und haben kann.

Besonders kommen hier die Blätter in Betracht. Denn der Schaft mit seinem großen, lockeren Zellgewebe ist zu porös und hat zu wenig von unten nach oben ausgedehnte Fadengefäße, als daß er irgend ein taugliches Strickwerk hergeben könnte. Ich habe mehrfache dahin zielende Versuche gemacht, zu denen man in einem Lande, wo weder Hanf noch Flachs gedeiht, sich dringend veranlaßt findet, habe vollkommen ausgewachsene Stämme unten abgeschnitten, sie der Länge nach in Bündel zerschligt und

diese dann an der Sonne getrocknet, aber immer erhielt ich ein Material so faulkorrig und mürbe, daß es, zusammengedreht, zerriß wie Stricke, die man aus altem Schiffszwerg zusammendreht. Ob aber der Stamm nicht zu andern Zwecken zu gebrauchen sein möchte, das zu entscheiden müßten gründlichere Versuche angestellt werden als mir möglich waren. Daß die Hühner, die ich eine Zeit lang in meinem mit Bananen bewachsenen Hofraum hielt, begierig in den unten wulstig hervortretenden Schaftkranz einhackten und mit großem Appetit fraßen, habe ich mehrfach beobachtet. Auch möchte vielleicht, wie das oben erzählte Tranchirmesser-Experiment vermuthen läßt, irgend ein Gerbestoff aus dem Schaft zu gewinnen sein. Es fehlt überall noch an gründlichen Versuchen, denn die glücklichen Leute, die in Bananenländern leben, haben der anderweitigen Erwerbsquellen so viele und sind auf die Ausbeutung derselben so einseitig verstimmt und so ausschließlich damit beschäftigt, daß sie sich's weder Zeit noch Geld noch Mühe kosten lassen mögen, Neues zu versuchen, wenn es nicht sofort und in Masse blanke Thaler einbringt. Und die reisenden Naturforscher von Fach halten sich bei der Fülle des dort sie umgebenden Interessanten zu wenig bei Einzelheiten auf, zumal wenn es gilt, aus immer auf's neue zu wiederholenden Versuchen irgend welchen hausbackenen Nutzen nachzuweisen.

Mit den Blättern ist man schon weiter gediehen. Da mußte schon eine ganz oberflächliche Betrachtung zeigen, daß die langen schwanken Rippen, wenn sie bei ihrer wie bei des ganzen Gewächses bloß krautmassiger Substanz gleichwohl die große Blattfläche bei allem Wind und Wetter so leicht und kühn tragen und halten konnten, nothwendig eine Masse zähen von unten bis oben in die Spitze hinauf sich erstreckenden Bastes haben mußten. Das haben sie denn auch, und zwar ist dieser Bast so vortrefflich, daß seine dünnsten Fäden der anhaltensten Masse Trost bieten und sich daher ganz besonders zum Anbinden von Gewächsen im Freien eignen. Gleichwohl werden sie in Süd-Amerika wenig dazu gebraucht, denn neben der Banane findet sich in jenen zum Erstaunen reichen Ländern eine andere Pflanze, die noch besseres Material dazu liefert, die Agave. Dieses Riesen-Blumengewächs, dessen Blütenstengel haushoch und unten schenkeldick wird, ist überhaupt ein wahres Wunder von practischer Brauchbarkeit. Während das weiche markige Holz des Stengels unübertreffliche Rasirmesserstreicher, köstliche, durchaus porenlose Korkplatten,

unauslöschlichen und gleichwohl höchst langsam weiterglimmenden Zunder und dergl. mehr abgiebt, liefern die unten an ihm nach allen Seiten hin starrenden steifen, stacheligen Moesettblätter eine Schanzwehr, die auch von der allerkühnsten Cavallerie nicht zu überspringen noch zu durchbrechen ist, und in den Blättern selbst sitzt ein Bast in solcher Fülle, Feinheit und Zähigkeit, daß ich von einem einzigen Blatte, welches ich zu dem Ende nur zu durchschlagen und an die Sonne zu legen brauchte, einen Vorrath von Bindfaden-Bündeln auf mehrere Jahre erhielt, und daß selbst die Palmen-Latten, die ich damit zu einem Laubengange zusammenband, trotz der hernach sich darüber hinziehenden Urwaldschlingpflanzelast nicht von einander wichen. Vielleicht erzähle ich dir, liebe Jugend, von solchen practischen Wunderblumstauden ein andermal mehr. Jetzt zurück zu den Bananenblättern, die auch nicht zu verachten sind, denn bei ihrer gewaltigen Ausdehnung eignen sie sich wiederum zu andern Zwecken, zu welchen die dicken, gedrunghenen Agavenblätter nicht zu gebrauchen sind. Ich meine nicht die Tischtücher, Servietten, Dachdecken und Waaren-Emballagen, zu denen, wie in den Büchern gedruckt steht, die Bananenblätter gebraucht werden sollen; dazu sind sie, wie schon aus obigen Freudenrissen hervorgeht, zu zart; sondern ein ganz anderer, ungleich wichtigerer Gebrauch, von denen in den Büchern nichts steht, läßt sich von ihnen machen. Um dir diesen in seiner ganzen Wichtigkeit anschaulich zu machen, muß ich ein wenig weiter ausholen.

Sieh, es ist da drüben mit der Sonnenhitze eine gar mißliche Sache. Die einheimischen Pflanzen sind das gewohnt und es bekommt ihnen ganz gut. Aber die fremden Gäste können sich nicht daran gewöhnen. Nun aber will ein Europäer für seinen Tisch doch auch gern einmal sein gutes europäisches Gemüse und eine Europäerin für ihre Fenster ihre lieblichen europäischen Blumen haben. Wenn sich Gewächshäuser einrichten ließen, in denen, statt mit Feuer eingeheizt, mit Eis eingekältet werden könnte, so wäre die Sache gemacht; aber die lassen sich wohl noch nicht einrichten. Auch ich wollte einmal gern norddeutsches, heimatliches Gemüse haben und ließ mir aus Lübeck, in dessen Umgegend das Gemüse so vortrefflich gedeiht, allerlei derartige Sämereien kommen. Denn das muß man jedes Jahr aufs Neue thun, weil der Gemüsen-Same drüben, wenn anders die üppige Krautbildung ihn aufkommen läßt, taub und nicht zu gebrauchen ist. Die Sämereien kamen an und ich säete lustig darauf los. Bald

ging auch die Saat auf, lustiger und quicker als in der Heimath. Ich wegte schon meinen Schnabel auf den üppigen Salat, den strogenden Kohl, die feinen märkischen Rüben, die niedlichen, würzigen Radieschen. Aber bald sah ich, wie alles so unbändig in's Kraut schoß, daß ich höchstens nur noch auf Salat und lose Kohlblätter mir Hoffnung machen dürfe, auf Rüben aber und Radieschen mir den Appetit vergehen lassen müsse. Und das mußte ich auch, denn während das Rüben-Kraut manns-, und das Radieschen-Kraut frauens-hoch wurde, blieb die Wurzel unten in so jammervoller Bindsaden-Magerkeit, daß mir schon beim bloßen Anblick aller Appetit verging. Ich dachte nach, woran ich es denn wohl etwa hätte mögen fehlen lassen, konnte aber nichts finden. Jeden Abend hatte ich, wenn die Sonne untergegangen war, auf's eifrigste begossen, hatte sogar zuweilen, vermittelt einer in der Ecke befindlichen Pumpe, den ganzen Garten unter Wasser gesetzt; alles vergebens! Da entdeckte ich endlich, daß von dem vielen Begießen und bei dem dadurch herbeigeführten Aufschlemmen des Erdreichs sich, wenn nun die Sonne darauf brannte, eine dünne, harte, kalkhaltige Schale über die ganzen Beete gebreitet hatte, durch welche nun freilich die Luft nicht circuliren, der Wurzelknollen nicht gedeihen konnte. Den Fehler hatte ich nun heraus; wie aber ihm abhelfen? Das Begießen durfte nicht aufhören, weil sonst die Pflanzen verbrannten. Also der Sonne wehren! Gut! aber wie das anfangen? — Da ging ich eines Tages an meinem Hühnerhof vorbei und sah, wie das Hühnervieh nach den niederwärts geneigten Bananenblattspitzen sprang und sie zerfezt immer tiefer herabzerzte, was ganz häßlich aussah und das dumme Vieh auf Kosten des Eierlegens ganz übermäßig erhitzte. Da ging mir ein Licht auf! Die Bananen haben, dacht ich bei mir selber, überreichliches Blattwerk, die können was missen, und das kann dann den jungen Rüben- oder Radieschen-Pflanzen zu gute kommen. Gedacht, gethan! Ich band mein neues Tranchirmesser spitzwinkelig oben an eine Stange, langte damit hinauf und säbelte ratsch! ratsch! ein Riesenblatt nach dem andern unten am Schaft herunter. Mit den langen, breiten, saftstrogenden, kühlenden, schattigen Flächen ward nun, wenn die Sonne zu brennen anfing, eine neue Rüben- und Radieschen-Pflanzung belegt; und richtig! die Radieschen zunächst gediehen köstlich, köstlicher als ich sie je in der Heimath gegessen hatte. Mit den Rüben ging es eben so gut, aber den lezten Erfolg schmeckte ich nicht mehr, da ich aus dem Garten fortzog.

Damit wollen wir nun aber auch von den Blättern Abschied nehmen und uns zur Fruchtbildung wenden.

Das ist die schönste und doch auch zugleich die traurigste Periode im Bananenleben, wie das denn überhaupt im Leben so vorkommt, daß Leid und Lust beisammen wohnen. Auch bei unsern Fruchtbäumen könnt ihr's sehen, daß es so ist. Ist doch lauter Lust und Leben in den Zweigen, wenn der Apfelbaum im Garten so in voller Blüten-Pracht dasteht! Und müssen doch wir dann drunten und die Vöglein droben mit einstimmen in das helle Freudenleben! Und das geht so mit Sang und Klang den ganzen Sommer hindurch; denn die Frucht wächst und dehnt sich und streckt sich im lieben warmen Sonnenschein. Aber im Herbst, ach, da wird's anders! Wir freilich ziehen mit unsern vollen Körben nach Haus und machen's den Winter über dicht zu, und legen das liebe Obst ins Rohr und erzählen uns unter dem Bröseln und Braten allerlei lustige und schauerliche Märchen; aber dem Apfelbaum ist es nicht so lustschauerlich, den schauert der Frost zusammen, daß die Zweige klappern, denn mit der Frucht ist alles Leben ihm entflohn. Indessen nur auf eine kurze Zeit lang. Der Frühling kehrt wieder und mit ihm auch das Apfelbaum-Leben. Mit dem Bananenbaum aber ist es aus, für immer aus, wenn er im zweiten oder dritten Lebensjahr seine Fruchtbildung durchgemacht hat, und die erste Frucht ist zugleich seine letzte gewesen. Das ist recht traurig, nicht wahr? Und ich möchte lieber gleich hier aufhören mit meinem Bananenleben, um euch sein Sterben zu ersparen. Aber dem Apfelbaum und euch und mir kömmt doch auch die letzte Stunde, und mir wohl früher als euch, vielleicht gar bald. Nun, das schadet nichts! Hört nur einstweilen meine Bananengeschichte noch bis zu Ende an. Es ist ein gar köstlicher Tod, den die herrliche Bananen-Mutter stirbt, wenn sie ihr liebes Kind zur Welt geboren hat.

Das könnt ihr euch wohl schon denken, daß, wenn es das Sterben kostet, das Fruchtbilden ein gar mächtiges, gewaltiges, herrliches sein müsse. Und das ist es auch! In meinem ganzen Leben und wo ich auch war und mich umgethan habe, nie habe ich höhere Lebensgluth thätig gesehen als zuletzt bei der Banane, wenn es an das Fruchtbilden ging. Ein Blattschwesterchen nach dem andern dringt dann in immer größerer Angelegentlichkeit und Naschheit aus dem Schoß der Mutter hervor, entwickelt immer eilfertiger ihre schöne, schlanke, schwanke Gestalt, treibt

immer eifriger und regsamere das Pflegegeschäft, führt in immer größerer Fülle der Mutter den himmlischen Nektar zu. Denn drinnen beginnt das süße Geheimniß, von welchem der Mensch nichts weiß, sich zu regen; das Brüderchen beginnt zu athmen und zu leben, das allgeliebte Brüderchen, das als stolzer, herrlicher Prinz an's Licht der Welt treten und alle Welt mit Paradiesesgaben erquicken soll! Darum regt sich die Schwesternschar und müht und drängt sich matt und müde zum Sterben.

Welch gewaltiger Saftumlauf dann in der Banane thätig ist, das trat mir einmal so unerwartet vor die Sinne, daß ich förmlich darüber erschrak und erst gar nicht wußte, was ich davon denken sollte. Ich hatte eben im Hühnerhofe von einer bald Frucht treibenden Banane zum Bedecken meiner Radies- und Rüben-Pflanzen die älteren Blätter heruntergesäbelt, deren schwerer Stumpf im Fallen zunächst dröhnend auf den Boden aufstieß und der nachfolgenden Blattfläche eine zitternde Bewegung mittheilte, deren Geräusch dem Donner auf Theatern nicht unähnlich war, und wollte mich nun nach vollbrachter Arbeit an's Wegschleppen der Blätter machen, als ich es hinter mir am Stamm ganz vernehmlich wie Regen rauschen hörte. Ich sah erstaunt auf und wußte gar nicht, was ich von diesem completen Gewitter, dem auch das Blitzen meines Tranchirmessers nicht gefehlt hatte, denken sollte. Da fingen gar auch meine Kockschöpfe von stark darauf fallendem Regen zu triefen an. Ich wandte mich um und siehe da, aus den zurückgebliebenen Stümpfen oben am Baumschaft schossen Ströme großer Safttropfen hervor, die prasselnd auf die darunter liegenden Blattflächen fielen und, durch deren Resonanz verstärkt, das Geräusch eines ganz respektablen Wetterschauers hervorbrachten. Da leuchtete es mir ein, wie der Psalmenfänger in verwunderndes Lob ausbrechen konnte darüber, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehen.“

Woran man aber merkt, daß die Frucht bald hervorbrechen will, dafür sind untrügliche gar nicht zu verkennende Zeichen vorhanden. Dahin gehört, außer dem auffallend rascher zunehmenden, üppigen Hervordringen der Blätter, das Anschwellen des oberen Schafttheils, das höchst merkwürdig zu beobachten ist. Es tritt zuerst kaum merklich hervor, nimmt aber dann in demselben Maße zu, als es nach oben dringt, wobei es aber bald an dieser, bald an jener Seite des Schaftes stärker hervortritt, je nachdem an dieser oder jener Seite ein neues werdendes Blatt an ihm vorbei in die Höhe dringt. Endlich weichen oben die Blattschäfte da, wo sie zusam-

men aus dem Mutterstamm aufragen, von einander, um das Brüderchen durchzulassen, und nun muß das Wunderkind an's Tageslicht geboren werden. Meistens geschieht dies aber des Nachts, wenigstens ist es mir nie gelungen, daß erste Hervortreten zu beobachten, sondern es war bereits des Morgens geschehen, wenn ich, es zu erleben, hinzutrat. Die Spitze einer mächtigen Tulpe ist es, die man oben, inmitten der Blattschäfte, heraus-schwellen sieht. In wenigen Tagen ist sie ganz hervorgebrungen und wird von einem mächtigen Stengel getragen, der bald, von der Schwere der Blume gebeugt, sich seitwärts krümmt und zwischen die Blattschäfte hindurcharbeitet, so daß zuletzt die Tulpe an einer Seite des Mutterstammes frei herabhängt und auf's Deutlichste zu beobachten ist. Aber noch ist außer der herrlich schimmernden, rothbraunen Farbe wenig daran zu sehen, da die unendlich reich gefüllte Tulpe immer noch spitz zugeschlossen ist. So wie sich aber der Stengel, weiter und weiter herauswachsend, erdwärts niederbeugt, thut der Bananen-Prinz die Augen auf; die äußeren lederartigen Deckblätter weichen von einander, krämpfen sich von der Spitze nach unten zurück und fallen bald, ihres schützenden Dienstes ledig, zur Erde. Nun beginnt das neugeborne Kindlein die ersten Geschenke, die es mit zur Welt gebracht hat, auszukramen; ein tief violettes Tulpenblatt nach dem andern schlägt sich zurück und unten an dessen Narbe ladet eine Fülle von Süßigkeiten das leichte Völkchen der Kolibris von nah und fern zum Zulangen ein, und das lassen sich diese nicht zweimal sagen; im Nu sind sie da! Das solltet ihr einmal mit ansehen! Ich möchte, mein lumpiges Papier verwandelte sich vor euren Augen in eine Bananentulpe und meine armselige Feder in einen Kolibri. Das wird aber schwerlich geschehen, und so nehmt denn auch hier wieder, in Ermangelung des Besseren, mit meiner dürftigen Beschreibung fürlieb.

Ihr kennt doch alle schon Kolibris? auch die ganz kleinen von Wespen-Größe? Die besonders sind es, die sich bei dem neugeborenen Bananenkinde im Nu einstellen und in die aufgeschlagenen Blatt-Taschen nach den mitgebrachten Süßigkeiten hineinschnoppeln, gerade so wie ihr in die großen Confektdüten hineinlangtet, die euch ein neues Brüderchen oder Schwesterchen mitgebracht hatte. Ankommen sieht man so ein reizendes Vogel-Wichtchen gar nicht. Denn die Flügelchen schwirren so schnellen Fluges, daß sie nur wie ein Duft um das kleine Honig-Vöglein erscheinen, und das wespengroße Leibchen zuckt so blizschnell nach der Blume

hin, daß es wie ein Feuermeteorchen durch die Luft fährt und erst deutlich sichtbar wird, wenn es luftschwebend sich vor der Tasche hinpostirt und sein Saugzünglein hineingesteckt hat. Das sieht dann gar reizend aus; die große gewaltige Tulpse glogt den kleinen Freibeuter so verwundert an, als ob es ihn vor lauter Liebe aufessen wollte, was auch ganz gut anginge, da seine Kleinheit zu der Riesenblume in dem umgekehrten Verhältniß steht wie ein großer Dämmerungsfalter bei uns zu einer Federnelke. Er aber achtet das gar nicht, ist nur auf das mitgebrachte Confect veressen und saugt in aller Geschwindigkeit, was das Zeug halten will. Den Athem hält man unwillkürlich au, um dieses reizendste aller Phantome nicht zu schnell verrinnen zu lassen. Aber leider dauert es nie lange; gewöhnlich mit einem feinen aber durchdringenden Zirpen ist das brillantene Fantchen verstoben.

Lassen wir es wegfliegen und wenden uns der Tulpse zu. Die krämpt einem Kolibri nach dem andern ein Blatt nach dem andern um, und über jedes umgekrämpte wächst der dicke Stengel unaufhaltsam weiter hinaus und streckt an seiner Spitze die noch immer zu neuem Umkrämpfen gefüllte Tulpse immer weiter vor sich aus. Da ist gar kein Ende abzusehen! Zwar wird endlich die Tulpse kleiner und kleiner, aber der inwendige Blätter-Vorrath will sich nimmer erschöpfen noch leeren. Ich wollte einmal sehen, wie weit das möglicher Weise wohl gehen könnte, schnitt ein schon ganz auf Duodezformat reduziertes Tülpchen ab und halbirte es mit einem feinen scharfen Messerchen quer durch. Da lagen aber immer noch neue Blättchen von dem äußeren Umkreise nach innen zusammengepackt, die innersten so zart und fein, daß ich sie mit bloßen Augen nicht mehr von einander unterscheiden konnte, sondern meine Lupe zu Hülfe nehmen mußte. Und selbst diese reichte nicht aus, mein Mikroskop aber hatte ich nicht zur Hand, sonst hätte ich wohl in die Tausend hinein zählen können.

Von Staubwerkzeugen ist wenig zu bemerken, und das Wenige ist ganz verkrüppelt und verkurzelt, ohne Zweifel in Folge der ungeheuren Blattfülle, wie ja auch unsere gefüllte Centifolie so gut wie gar keine Staubfäden mehr hat, während ihre Stamm-Mutter, die einfache wilde Hecken-Rose, einen ganzen Wald davon in sich trägt.

Die Kolibris aber haben gerade an diesen zu Honiggefäßen verkrüppelten Staubfäden ihr Gaudium. Nun aber möchtest auch du, liebe Jugend! deinen Antheil, möchtest die Frucht gerne haben, denn Blumen machen

nur Kolibris satt. Wohl! die Frucht soll gleich erscheinen. Aber ist sie nicht vielleicht schon da? Sucht einmal! Drinnen in der Tulpe? Nein! die steckt ganz voll von Blättern. Unten am Stengel? Auch nicht! der ragt ganz glatt und kahl aus dem Mutterchaft hervor und ist nur von Saft voll. Nun, wo sitzt sie denn? Laßt euch von den Beckermäulern, den Kolibris, auf die Spur bringen. Seht, wo die hingelangt und den ersten flüchtigen Schaum davon weggenascht haben, unten an den Narben der Blätter, wie sie von der reduzirten Duodeztulpe an in Kreisen am Stengel hinab sich reihen, seht, da sitzt die Frucht! Ihr werdet diese Knötchen freilich kaum dafür halten; aber wartet nur, die Blätter fallen der Reihe nach ab, wie sie nach einander sich umgekrümpt haben; dann könnt ihr die Früchte deutlicher sehen, wie sie wachsen und in die Länge sich ausdehnen. — — Aber das sind ja Gurken, die da wachsen! Freilich, so sehen die Früchte gerade aus, werden auch meist eben so groß, nur bleiben sie hellgrüner und schlanker oder nehmen in Spielarten ein leichtes Rosa an. Seht, wie das wächst! und in welcher Masse und Menge! wohl hundert bis hundertundfünfzig an dem einzigen Tulpenstengel, der aber auch von der wachsenden Last sich immer tiefer abwärts neigt, so daß wir den an der Spitze am tiefsten herniederhangenden Tulpen-Nest beinahe mit den Händen ablangen können. Wenn die Sipperschaft halbreif oder ganzreif ist — was von dem Gebrauch abhängt, den man damit machen will — so wird der Stengel oben über dem Mutterchaft abgeschnitten und vom Garten-Neger, der an dem Convolut („Caischa“ in Brasilien genannt) mühsam zu schleppen hat, nach Hause getragen zum Verspeisen.

Gehe wir uns aber darüber hermachen, wollen wir eine einzelne Frucht etwas aufmerksamer betrachten. Wir können sie ganz leicht von der Caischa abtrennen, denn sie ist an der einen, zu dem Ende etwas verdickten, Spitze nur lose auf den Stengel eingelenkt. Auch die feine, inwendig samtene Schale — ähnlich der Hülse unserer großen Bohne, nur nicht so dick — läßt sich leicht herunter ziehen; wir brauchen nur unten an der Spitzenverdickung anzufassen und umzubiegen, so schält sich gleich ein Drittheil von oben bis unten wie von selbst ab. Nun schaut euch einmal diesen blendend weißen, fastigen Schmelz der entshalten Frucht an! Wie das so fein und lieblich glänzt und schimmert! durch und durch voll strogenden Zuckersaftes! durch und durch voll des nahrhaftesten Stärkemehls! durch und durch voll des feinsten Eiweißstoffes, zart und lieblich wie Mai-

butter! Und dazu keine Spur von Kern noch Kerngehäuse! Alles von oben bis unten eine ununterbrochene mollige Masse, die wir mit Allem, was drum und dran und drin ist, in den Mund stecken und abbeißen können, wobei wir uns nicht einmal die Mühe zu geben brauchen, unsere Kinnladen zum Zermalmen in Bewegung zu setzen, denn das schmilzt uns alles so von selbst auf der Zunge und gleitet alles so ganz von selbst hinter. Und das schmeckt! ungefähr wie frische Feigen, nur ölig, würziger, erquicklicher noch! Das ist und heißt in Wahrheit *Musa paradisiaca*, Paradiesfeige!

Und jetzt wollen wir an's Schmausen gehen. Wie wollt ihr sie haben? In Mehl und Zimmet umgekehrt und dann in Butter gebraten? Auf's Vollkommenste genügen sie in solcher braunen Ordenstracht und nach solcher Feuerprobe den Anforderungen auch des größten Feinschmeckers. Oder in Pfannekuchen hineingebacken? Eine herrliche Amalgamirung, nach welcher Einem schon bei dem bloßen Gedanken der Mund wässert. Oder wie wollt ihr sie sonst haben? Sie gehen in die verschiedensten Verbindungen ein, treten unter den mannigfaltigsten Verhältnissen auf. Soll ich euch aber rathen, so nehmt sie reif und roh, wie Gott sie geschaffen hat; da habt ihr am reinsten den eigenthümlich würzigen Bananengeschmack. Selbst halbreif sind sie schon schmackhaft und halten sich dann besser und länger, weshalb ich denn auch einige solcher halbreifen Caischen mit zu Schiff nahm, als ich Brasilien verließ; und noch auf der Höhe von Gibraltar, als es schon recht kalt und rauh zu wehen anfing, hatte ich durch meine Bananen die lebhafteste Rückerinnerung an das paradiesische Wunderland. Besser ist freilich besser. Das wissen auch sämtliche Bewohner des Landes, Menschen wie Vieh, und die reife Banane ist in alles Lebendigen Mund und Maul. Die Excellenz auf dem Wege nach Hofe, wie der Reiter auf dem Wege zum Brunnen, Mann und Weib, Alt und Jung, Alles goutirt und schmaust die Banane! Sie ist — wie bei uns die Kartoffel, nur in höherem Grade noch — die Allerwelts- und Allermannsnahrung. Ach, und wie schmeckt und gedeiht sie den kleinen Kindern! Wie wird da den Müttern das Entwöhnen ihrer Säuglinge erleichtert! Ach ja! es ist eine rechte Paradiesfeige!

Am köstlichsten aber erquickt sie Einen auf einer Gebirgswanderung; wenigstens habe ich sie bei solcher Gelegenheit am höchsten schätzen gelernt. Denn je größer die Beschwerden einer solchen Wanderung, desto erquick-

licher die Labung. Daß ich aber zu immer wieder neuer Uebnahme solcher Beschwerden unwiderstehlich gereizt werden mußte, davon würdest du, liebe Jugend, dich vollkommen überzeugen, wenn du auch nur ein einziges Mal im Küstengebirge von Rio de Janeiro solche Tour mitgemacht hättest. Schon daß das Gebirge zwischen die Stadt und den Ocean sich so neidisch hingelagert hat, daß man die herrliche, weltumrauschende Fluth nicht zu sehen bekömmmt und am allerwenigsten draußen dieselbe entlang lustwandeln kann, da die zweitausend Fuß hohen Zinken und Zacken senkrecht in's Meer abspringen, — schon das reizt unwiderstehlich, die neidische Cyclopm-Mauer von innen, wo die Abhänge weniger steil sind, zu ersteigen und dann von oben mit echt adeligem, menschenwürdigem Herrschergefühl über's Meer hinauszuschauen, weit hinaus über die Inseln und Gilande alle, die die Küste umstaren. Aber da hinauf zu kommen ist, da die Sonne es bei allem Waldschatten doch immer sehr rechtschaffen meint, gar keine Kleinigkeit und man nimmt auch nichts als einen Gebirgsstab, keine Munition, keine Feldflasche, nichts als sich selbst mit, achtet in der Vorstellung jener herrlichen Aussicht kein Klettern und Klettern, Kriechen und Kriechen, bis man oben ist und nun wie angebannt steht von dem majestätischen Anblick. Aber der brennende Durst zieht Einen doch endlich wieder abwärts, und da folgt man denn jeder Rinne zwischen den Wald-Felsen, in der Hoffnung, daß sie bald zu einer abspringenden Kluff sich erweitern und dann schäumende Cascaden zur Erquickung bieten werde, lauscht jedem fernen Rauschen und späht, wie dahin zu gelangen sei, bis man das Brausen näher und näher hört, rüstiger dann vorwärts schreitet, das liebe Tageslicht über der freien Bahn, die der Bergbach sich durch die üppige Vegetation gebrochen hat, vor sich leuchten sieht und nun einen Spalt sucht, um durch die Seitenselsen hindurch zu dringen zum blitzenden Schaum. Aber da kann man oft noch lange suchen. Trifft man aber endlich eine sanftere Stelle, so hat auch meistens schon irgend eine unten im Thal Cultur treibende, freundliche Menschenhand solch' gelegenes Plätzchen mit Bananen bebaut, und da ist man denn gleich aus der zwiefachen Verlegenheit, wie man das Wasser zwischen den jähen Felsuferu schöpfen und was man zum kühlen Trunk denn nun auch essen könne. Denn die großen lederartigen, bauchigen Deckblätter liegen unter dem Stamm als bereite Schöpfbecher, so schön von Form und Farbe, wie sie kein König auf seiner Tafel prangen hat. Da nimmt man denn eins zur Hand und neigt sich damit

zur brausenden Fluth und setzt es an den Mund und trinkt von dem krystallinen Felsennektar so viel man mag, gießt dann den Rest zur freudigen Libation an den Stamm und blickt dankbar zu ihm auf; und die Blätter, des Dienstes froh, wiegen sich wohligh auf und ab, und die Gaischa streckt uns ihre Früchte entgegen, und wir stoßen ein halbes Duzend mit unserm Gebirgsstock herunter und ziehen schmausend thalabwärts. Ach, solche Wanderung ist zu schön, als daß ich dich, liebe Jugend, nicht nächstens einmal, wenn ich wieder zu dir komme, mitnehmen und die Waldwunder der Tropenwelt en gros und en detail zeigen sollte. Setzt aber zurück zum Bananenleben, über dessen Ende und Ausgang ich dir schließlich noch zu berichten und dann von dir Abschied zu nehmen habe, hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Eigentlich hat es die Banane auf Unsterblichkeit abgesehen, wenigstens die cultivirte. Es soll eine wilde Ahnfrau von ihr geben, die den auch ihr so reichlich zugeführten Himmels-Nektar gar nicht zu edlem Fruchtfaß verarbeitet, sondern ihn ohne weiteres oben im Stamm zwischen und in den Blattschäften aufspeichert, was indessen doch auch den Menschen zugute kömmt, indem dieselben, wenn sie auf weiten Reisen dem Verschmachten nahe sind, sich nur an den Stamm zu wenden brauchen, der ihnen auf gelinde Anzapfung sogleich mehrere Flaschen voll des klarsten, köstlichsten Wassers liefert. Die Blume aber ist nur einfach und liefert nur Kerne zur Fortpflanzung ihrer Nachkommenschaft, aber kein genießbares Fruchtfleisch. Unsere zahme Banane aber ist für das bischen Aufmerksamkeit, das der Mensch ihr zugewendet hat, so dankbar, daß sie nicht nur mit Verzichtleistung auf alle und jede Nachkommenschaft auch ihre Kerne in edles Fruchtfleisch umgeseht, sondern auch aus derselben Ursache ihre Staubgefäße, aus denen sie sich hätte fortpflanze nkönnen, zu Blättern umgewandelt hat und zwar — wie ich bereits angeführt — in solcher Anzahl, daß, wenn Wind und Wetter günstig genug wären, daß Gurkenansetzen ohne Aufhören vor sich gehen, die Mutter demnach in der echten wahren Menschenliebe, wie sie an ihren Früchten erkannt wird, unsterblich sein würde. Aber das nachsündfluthliche Klima ist nicht mehr paradiesisch auf Erden, selbst in den Tropenländern nicht mehr, und so dauert denn das Fruchtansetzen des Paradiesfeigenbaums, trotz all seiner besten Absicht, auch nur seine Zeit. Der in solcher Zeit nicht zu Früchten angefegte Nest von Blumenblättern kömmt nicht zur Entwicklung, sondern fällt, nachdem

schon die letzten Früchte nur dürftig angeschlagen sind, ab von der Mutterpflanze, die nun darüber, daß sie ihren lieben Menschen nicht noch mehr thun kann, über die Maßen traurig wird, sich zusehends abhärmt und zuletzt ganz zu Tode grämt. Wie ihr das durch und durch gegangen sein muß, sieht man daran, daß der Stamm, bis unten hinunter von Auszehrung ergriffen, bald nach dem Abscheiden beim ersten Windstoß umfällt. Dann treiben die Elemente mit dem entseelten Leichnam ihr wildes Spiel, und der erste Regenschauer, der den Bergbach, an welchem er liegt, anschwellt, reißt ihn mit sich hinab und führt ihn dem Meere zu. Ganze Trümmerhaufen von zerstoßenen Bananenstämmen habe ich oft nach einer wilden Gewitternacht am Ufer der Bai von Rio de Janeiro ausgeworfen liegen sehen, jedesmal mit tiefer Wehmuth!

Aber das edle Geschlecht der Bananen bleibt darum unverloren. Was die Mutter mit solcher vollkommenen Selbstverläugnung opferte und zu Erde werden ließ, das steht aus der Erde herrlich wieder auf; denn so wie die Mutter in sich zusammensinkt, dringen um sie her aus dem Wurzelstock fünf, sechs, sieben und mehr neue Bananenschäftlein hervor, und wachsen auf, ohne daß sich der Mensch im mindesten darum zu kümmern braucht. Ja, nicht einmal die Blatt- und Schaft-Überreste braucht er wegzunehmen, da dieselben der neuen Generation als Düngungsmittel zugute kommen. So breitet sich, wo einmal eine Banane gestanden hat, das unsterbliche Geschlecht weiter und weiter über den Erdboden aus, und setzt seiner Güte erst da Grenzen, wo der Mensch unter kühlerem Klima sich zur Arbeit besser rühren und mit seinen Händen sich anderswoher ernähren kann. Von dem starken Segen aber, den sie dort in den Tropenländern, wo des Tages Last und Hitze zu groß für unser nordisches Arbeiten ist, den Menschenkindern ganz ohne deren Zuthun spendet, könnt ihr euch eine annähernde Vorstellung machen, wenn ihr Altvater Humboldt's Ueberschlag bedenkt, nach welchem eine Quadrat-Meile mit Bananen bewachsenen Landes den darauf wohnenden Menschen wenigstens zehnmal mehr Nahrungstoff bieten würde, als wenn's mit Weizen bebaut wäre, so daß also Brasilien allein, das doch nur so groß wie Europa ist, viermal mehr Menschen ernähren könnte, als gegenwärtig auf dem ganzen Erdboden wohnen. Statt solcher fünftausend Millionen theilen sich nun aber nur fünf Millionen Menschen — denn mehr hat Brasilien noch nicht — in solchen reichen Segen.

Nun, wir wollen ihnen denselben von Herzen gönnen, wollen thun, als wäre unserer fernnen Brüder Segen unser Segen, und mit Dank gegen den gnadenreichen Schöpfer solcher Segenswunder ausrufen:

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.“



II.

Die Bai von Rio de Janeiro und Fischerei auf derselben.

Vorgetragen in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit am 5. Februar 1850.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Webel daran aber ist ein solcher von Gott Begünstigter, wenn er, heimgekehrt, seine übernommenen Verpflichtungen erfüllen und einen Vortrag halten soll in der verehrlichen Gesellschaft zur Beförderung „gemeinnütziger Thätigkeit“. Denn was können die Wunder „in Feld und Wald und Strom und Feld,“ die Gott ihm auf seinen Reisen in die weite Welt gewiesen hat, zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit beitragen? Ja wenn von einer Reise über Feld zur Nivellirung eines Eisenbahn-Terrains, oder in den Wald zum Auffuchen tüchtigen Schiffsbauholzes, oder an den Strom zu seiner Meliorirung und Canalisirung die Rede wäre! Aber schwerlich hat Eichendorff, als er jene Verse schrieb, an

eine derartige Geschäftsreise gedacht. Denn schwerlich werden aus Geschäftsreisen besondere Gottes-Wunder sich ergeben.

Welche Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit können nun aber gar Wunder leisten aus der andern Welt, aus der neuen, aus Amerika; und zumal aus Süd-Amerika? Nord-Amerikas Wunder in „Feld und Wald und Strom und Feld“ würden allenfalls, insofern sie Menschen-Wunder sind, manchen Beitrag zu solcher Beförderung liefern können. Der Beschreibung z. B. eines der vielen hundert auf den Strömen dahinbrausenden Dampfschiffe, die auf ihren Verdecken complete Häuser tragen, würde sich gewiß manche gemeinnützige Seite abgewinnen lassen. Aber Süd-Amerika, wo die Wunder der Menschen noch in ihrer Kindheit sind, Brasilien, wo gegen den granitnen Riesen des Küstengebirges von Rio de Janeiro alle Schöpfungen der Menschen als Pygmäenwerke erscheinen: wie sollte von daher Nutzen, und noch dazu gemeinnütziger Nutzen sich abwerfen? Allerdings würde sich dazu manche besondere Epoche eignen, wie die des vorjährigen Zuges nach Californien, wo die golddürstigen Dankses Rio in ganzen Flotten anliefen, die ihre Gummiböte und Gummihäuser wie in Taschenformat zusammengelegtes Papier bei sich führten. Solches gemeinnützigen Gummi-Institutes Beschreibung hier im Saal müßte in der That von herrlicher Wirkung sein, wenn sie hernach draußen auf der Hausflur practisch anschaulich gemacht würde durch Aufstellung eines solchen Exemplars; und die verehrten Glieder der Gesellschaft könnten sich dann, wie neulich bei dem selbstfahrenden Wagen, gemeinnützig amüsiren, indem sie das compendiöse Exemplar zu seinem beabsichtigten Haus- oder Boot-Format erweiterten.

Es ist fürwahr ein peinliches Gefühl, wenn man der verehrlichen Gesellschaft weder dieses noch irgend ein anderes unmittelbar gemeinnütziges Vergnügen gewähren und von nichts weiter erzählen kann, als von den Wundern Gottes in der weiten Welt, wie ihr Anblick Auge und Herz erquickt. Doch mag solche Erquickung, wenn zu irgend einer, so besonders zu unserer Zeit Noth thun, wo die Wünschelruthe menschlichen Geistes überall den Schooß der Erde gerührt und ein Heer von künstlich fabricirten Menschen-Wundern daraus entbunden hat, die Gottes Wunder immer mehr in den Hintergrund drängen, so daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Und zu den Sorgen und Mühen, solch Heer zur Erweiterung des Geschäftstreibens in Pflicht und Dienst zu neh-

men, gefeselt sich noch das Rechten und Rathen um Regiment und Verfassung, sowohl daheim im engen vaterstädtischen als draußen im weiten vaterländischen Kreise. Da giebt es so viel Ernst und Denken und Grübeln, daß die Gegenwart oft recht unheimlich erscheint, unheimlicher noch die Zukunft droht.

Da mag es wohl erlaubt sein, in mittelbarer Gemeinnützigkeit den Blick der verehrten Gesellschaft auch einmal über den Ernst des nächsten Lebenskreises hinauszulenken zu einem der herrlichsten Gottes-Wunder auf Erden, zu der Bai von Rio de Janeiro und der Fischerei auf derselben. — —

„Sieh Neapel und stirb!“ Das Wort mag Recht haben, wenn hinzugesetzt wird: „Ghe du aber stirbst, siehe dir Rio noch an.“ Denn bis zu den neuesten Zeiten herab ist solche Herrlichkeit wie Rio mit seiner Bai nicht weiter auf Erden erfunden worden. Vor etwa dritthalb Jahren kam die der verehrten Gesellschaft leider wohl bekannte dänische Kriegs-Corvette Galathea nach Rio, um von dort, nach mehrjähriger Reise um die Welt, nach Copenhagen zurückzukehren und dann unsre deutsche Elbe zu blockiren. Die darauf befindlichen Naturforscher zerstreuten sich, der eine hierhin, der andere dorthin, jeder an sein besonderes einzelnes Plätzchen, je nachdem er sich die beste Ausbeute für sein eigenthümliches Feld der Wissenschaft versprach. Jeder jagte, fing und sammelte nach Herzenslust, und bei der Abfahrt waren alle ganz entzückt über ihre Käfer, Vögel, Schmetterlinge und andere Creaturen. Einen Eindruck aber von dem großen Ganzen der Bai schienen sie nicht bekommen, auch den Wald vor Bäumen nicht gesehen zu haben. Anders der Schiffsprediger, Pastor Hansen aus Copenhagen. Schon bei seiner Einfahrt in die Bai, als sich das Meer hinter ihm zuschloß, hatte er vom Schiffe aus seine Blicke vom großen Ganzen der Bai und ihren colossalen Umgebungen nicht wegwenden, sie auf nichts Einzelnem ruhen lassen können, so sehr sie auch durch die endlose Mannigfaltigkeit ringsher gleichsam beängstigt und beunruhigt wurden. Als er zu mir kam, war er in nicht geringer Verlegenheit, was er mit solcher gewaltigen Größe um ihn her anfangen, was er zuerst in Ruhe genießen, zu welcher Einzelheit er dann weiter gehen sollte u. s. w. Es sei ihm auf der ganzen Reise um die Welt nicht so gewesen als hier. Auf Borneo habe er ähnliches Gebirge, ähnliche Vegetation, ähnliches Meer gesehen; aber diese Bai, diese sinnberückende Bai thue ihm

Eigenes an. Zu einiger Beruhigung gereichte es ihm, als ich ihm sagte, ich sei nun schon länger als vier Jahre am Ort, aber aus solcher Verlegenheit, solcher Befangenheit, einer solchen Natur gegenüber sei auch ich noch nicht herausgekommen; übrigens müsse er erst einmal die Bai von oben überblickt, das Ganze von einem Standpuncte außerhalb desselben aufgefaßt haben, um zu wissen, was man habe. Er folgte meinem Rath, reiste zur deutschen Colonie über die Bai in's Gebirge hinauf, und hatte nun vom waldbedeckten Kamme desselben aus, da wo die Straße aus dem Innern, aus der Gold- und Diamanten-Provinz Minas geraes, abzustiegen beginnt, die beiden Meere über einander zu seinen Füßen liegen, das Binnenmeer der Bai, ringsher von den granitenen Zinken und Zacken umschlossen, und draußen, über den Eingang der Bai hinausragend und außerdem rechts und links von demselben zwischen einigen Felsjochen sichtbar, das Meer des Oceans selbst. Als er zurückkam, rief er, noch trunken vom Anblick, aus, von Rio allein auf Erden gelte das Wort: „Sieh's und dann stirb!“

Was nun in der Wirklichkeit so mächtig über Herz und Sinn erhaben ist, wie die Bai von Rio und ihre Umgebung, das wird, in Farben oder Worten zu einer Schilderei zusammengefaßt, keineswegs faßbarer in seiner großen Totalität. Vielmehr verliert es seinen Charakter des überwältigend Erhabenen, und wird, auch mit der größten Kunst ausgeführt, in einem gewissen Sinne immer Puscherei, statt Charakter Carricatur. Die verehrliche Gesellschaft erwarte daher keine eigentliche Schilderung der Bai. Nur einzelne Andeutungen über Lage, Maaß, Umriß, Licht, Leben, bin ich zu geben im Stande.

Die ersten Ankömmlinge hielten bekanntlich die Bai für die Mündung eines großen Flusses, und nannten sie daher Rio, und zwar — zu Ehren des heiligen Januarius, an dessen Tage sie die Entdeckung machten, — Rio de Janeiro, ein Name, der hernach auch auf die links hinter dem Eingange erbaute Stadt übergegangen ist. Die Verwechslung einer Bai mit einer Flußmündung war an dieser Stelle sehr natürlich. Auf der ganzen tausend Meilen langen Küstenstrecke vom Amazonen- bis zum Plata-Strome keine einzige Mündung, die einen solcher Continent-Masse entsprechenden Strom hätte vermuthen lassen, als hier. Es war natürlich, hier, wo — zwischen jenen beiden Strömen etwa in der Mitte — ein großes Binnenwasser durch die enge Kluft des Küstengebirges in starker

Strömung hervordrang, einen dritten Fluß von ähnlicher Riesengröße, wie jene beiden, vorauszusetzen. Bald freilich mußte sich die Unrichtigkeit dieser Voraussetzung zeigen. Denn allerdings erweitert sich die Kluft landeinwärts zu einem mächtigen Fluß-Oval von 6 Meilen Breite und zieht sich weiter in's Innere hinein, ist aber dort in einer Tiefe von 8 Meilen gänzlich abgeschlossen: das Gebirge steigt dort zu einer Höhe von 6000 Fuß auf und bildet mit mehreren aus dem Innern kommenden Bergzügen einen gewaltigen Knoten, aus dessen landeinwärts abstürzenden Klüften die Quellen des nach Norden hin eilenden San Francisco entspringen und des nach Süden strömenden Paraná, dessen mächtige Mündung eben der Platastrom ist, beide Ströme in gewaltigem Bogen zusammen einen Lauf von mindestens tausend Meilen zurücklegend. Sonderbare Gesellen, diese beiderseitigen Stromquellen: sie haben's Meer so nahe, könnten so bald nach Hause kommen, so bald — den Gebirgsknoten durchbrechend — ihre krySTALLENE Fluth in den Ocean der Bai von Rio de Janeiro gießen, aber nein, sie müssen erst wandern, weit durch Wald und Wildniß wandern, ehe sie zur Ruhe kommen. Und es war doch wahrlich nicht so schwer, den Knoten, der zwischen ihnen und der Bai gelagert ist, zu durchbrechen. Haut ihn doch, um zu zeigen, wie man's machen müsse, ein nach südamerikanischen Begriffen unbedeutender Küstenfluß von der Größe unserer Elbe, — freilich der Länge nach — durch, verschmäht es aber dann gleichfalls, seitwärts vollends bis zur Bai durchzubrechen und nach seinem Alexanderhiebe sich dorthinein zur Ruhe zu betten, sondern läuft erst noch Tage lang an der inneren Seite des Küstengebirges entlang, immer parallel mit dem Ocean, wie ein neckisches Kind mit der wartenden winkenden Mutter spielend. — So hat in wunderbar genialer Weise einst an diesem Urgebirgs-Knoten der allmächtige Gott „das Wasser unter dem Himmel an besondern Orten sich sammeln“ lassen.

Es ist also das Binnen-Meer von Rio de Janeiro eine Bai, eine auf 6 Meilen Breite und 8 Meilen Tiefe von Felsen umschlossene herrliche Bai, die den Ankömmling recht eigentlich in ein Meer von Gottes-Wundern taucht. Was den ersten Entdeckern begegnete, daß sie hier den Himmel auf Erden, das selige Atlantis, das glückselige Eldorado, das verlorene Paradies wiedergefunden zu haben glaubten, das begegnet noch jetzt jedem ankommenden Fremden. Und namentlich uns Norddeutschen, wenn wir so aus den Flach in's Meer sich ausgleichenden Elbusfern

hinausgefahren sind, wird es bei unsrer Ankunft wunderbar zu Muthe. All die liebe alte Kindheit wacht in uns auf mit all ihren goldenen Märchen und heiligen Geschichten. Was der unerschöpfliche Mund der alten Kindermagd uns einst erzählte, was sie vor unsern staunenden Blick, vor dem die Wände der Kinderstube zu einer Welt von Wundern auseinander wichen, in angelegentlichster Redseligkeit hinauberte, der klare See, in welchem die Nixen ihr Wesen treiben und unten zwischen blinkendem Gestein verwunschene Fische spazieren gehen; die schwimmenden Schlöffer, in denen die Mohrenkönige wohnen, und bunte Gondeln fahren ab und zu mit Dienern und Vasallen; die prächtigen Schiffe, auf denen der junge Kaiser seine Lustfahrten hält und die weit über's Meer gekommene Königstochter als seine Braut heimführt; die bezauberten Bergwälder mit ihren goldenen Schlangen und Bäumen, die silberne Blätter und goldene Früchte tragen; hoch darüber hinausschauend die endlosen Reihen der versteinerten Riesenhäupter mit ihren fürchterlichen Nasen und weit aufklaffenden Mäulern: alles das, und was wir aus dem ernstern Munde der Mutter hörten, wie die Cedern, wenn der Herr in Eden ging, sich neigten; wie die Palmen, wenn er unter ihnen wandelte, ihre Häupter wiegten; wie bei seinem Odem, wenn er durch die Blätter säufelte, aus Stamm und Nesten buntes, üppiges Blumengewirr in liebhebbrennendem Glühen hervordrang; alles das sehen wir erstaunt zur Wirklichkeit geworden. Und daß nichts am Zanber der Kindheit fehle, so schreitet das Colossale der Felsen und Wälder umher eben so sehr über alles Maaß hinaus, als die niedlichen Schloß- und Gondel-Geschichten unter dem Maaß, in zierlichem Miniatur bleiben. Die Reinheit der Luft, die endlose Klarheit des Aethers unter dem Tropen-Himmel ist es, die solchen Zauber spielt. Keine Felsreihe ist zu weit entfernt: wir können jede Kuppe, die an ihr hervorragt, auf's Deutlichste unterscheiden. Selbst in der weitesten Tiefe der Bai können wir unten an der Waldwand die einzelnen in verschiedenfarbigster Blüthe stehenden Bäume in den klarsten Umrissen erkennen. Jeder Faulthierbaum mit seinen großen silbergrauen phantastisch gebauten Blättern tritt in scharfer Bestimmtheit aus dem übrigen Gewirr hervor; und hätten wir nur ein entsprechendes Fernrohr zur Hand, wir würden das Thier selbst, und auf seinem Rücken die ganze kleine Familie daran hängen sehen. Alles ist in reizender Miniature so nahe gebracht, daß wir's mit Händen greifen zu können meinen. Es erscheint Alles wie auf einer Fläche, und

wir dünken uns vor der Fernsicht eines altdeutschen Malers zu stehen, die jeden Gegenstand klar und feck abrundet und heransstellt, so daß selbst — wie auf dem Bilde in unserer Greveraden-Capelle — der Hahn vor dem Hause mit hellen Augen uns anblickt. An den Kriegsschiffen, deren immer von allen Nationen im unvergleichlichen Hafen liegen, können wir aus weitester Ferne nicht nur, ob es Linienschiff, Fregatte, Corvette, sondern auch an der taschentuchgroß erscheinenden Flagge die Nation genau erkennen, ja die Kanonen zählen, die wie Knabenspielzeug erscheinen. Santa Cruz, Lage und San Joao, die drei in silbergrauem Granit leuchtenden Forts am und im Eingange der Bai sehen aus wie Schlösser von Zwergen erbaut, lassen aber jede Schießscharte unterscheiden. Die stattlichen Klöster auf den aus dem Häusergewirr der Stadt hervorragenden Hügeln scheinen Kinderpavillons zu sein, mit einer Menge kleiner niedlicher Fensterchen besetzt. Die reizend auf den Felsvorsprüngen der Stadt gelegenen Kirchen leuchten wie sauber gearbeitete Gypsmodelle. — Allerdings trägt zu solcher Miniatur-Erscheinung der Contrast der großen Natur bei; denn diese erscheint, auch in der weitesten Ferne gesehen, gleich groß. Selbst die in einer Entfernung von acht Meilen gesehenen großen Schluß-Felsen der Bai behaupten, da sie dort zu 6000 Fuß aufsteigen, ihren erhabenen Charakter.

Freilich scheint ein Felsenkreis von 6000 Fuß Höhe kaum etwas Imposantes sein zu können. Erhebt sich doch selbst das mitteldeutsche Gebirge hie und da bis zu solcher Höhe. Während aber bei uns das Aufsteigen vom Meer nur allmählig geschieht, von Hügeln und Hochflächen angebahnt wird, drängt sich dort das Meer der Bai bis hart an den innern Saum des Felsenkreises hinein, so daß die fast überall senkrecht und unmittelbar aus dem Ocean aufsteigenden Wände allerdings als höchst imposant auftreten.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die seltsame Zerklüftung des Felsenkreises, in deren Folge die Wände mit einer Menge von Klippen gekrönt sind, die in phantastischen Gestalten hervorragen, bald wie Thürme, bald wie Hörner, hier wie Schnäbel, dort wie Orgelpfeifen, welche letztere Gruppe deshalb auch das „Orgelgebirge“ genannt wird. Eigentlich verdient jeder dieser seltsam gestalteten Felsen seine eigene Benennung, und wir Deutsche, wenn wir das Land hätten, würden längst das ganze Meer mit entsprechenden Namen belegt haben. Der Brasilianer aber küm-

mert sich so wenig um seine große Natur, daß er z. B., wenn er sich ein Landhaus baut, vor allen Dingen erst die herrlichen Waldbäume auf seinem ganzen Grundstück umhaut und dann auf kahler Fläche seinen Garten anlegt nach holländischem Geschmack in zahllosen abenteuerlich zugeschnittenen Duodezbeeten, die er mit kleinem, von Muscheln überkleidetem und mit arabischen Schnörkeln bethürmtem Mauerwerk einfaßt, ein eben so winziger als widerlicher Ersatz für den herrlichen Wald. Die phantastischen Felsgesellen um ihn her kümmern ihn nicht, und wenn er ja einmal zur Bezeichnung einer ihm täglich auf der Nase liegenden Klippe gezwungen wird, so geschieht die Benennung in einer eben so trivialen als unpassenden Weise. So heißt eine der Pfeifen in der Riesenorgel der „Damenfinger“, obschon besagter Finger bei all seiner Obeliskenschlantheit doch unten an der Wurzel eine Viertelmeile im Umfang haben mag. Doch das möchte als scherzhafte Hyperbel noch angehen. Aber der tausend Schuh hoch am Eingang der Bai aus dem Wasser hervorragende Fuß des Riesen heißt in merkantilischer Prosa der „Zuckerbroden“, und die phantastisch gekrönte Klippe, die den Scheitel des Riesen bildet, in platter Schiffersprache der „Mastkorb“. Des Riesen Nase, diese herrliche granitne Nase, die er zweitausend Fuß hoch über den Ocean hinaussteckt, heißt der „Buckel“, die reizend neben so benamster Nase liegende Neben-Bai „Nach Feuer“, und der Rand einer andern in unglücklicher historischer Erinnerung der „flämische Rand“. Eine gewisse Straße heißt „Schlacht den Ganl“, und eine andere „Schlacht die Sau“ — Die indischen Namen sind mit den Indianern selbst spurlos verschwunden. Nur wenige noch haben sich — zur Beurkundung des verschollenen Sprachwohllauts — erhalten. So heißt eine der Feuermacherbucht gegenüberliegende andere Nebenbai die „Jurujoba“, und eine herrlich im Westen der Bai thronende, jeden Abend von der Glorie der hinter ihr untergehenden Sonne umstrahlte Felskrone noch jetzt die „Lijuka“, die der Brasilianer in „Papageienschnabel“ umzutaufen vergeblich sich abmüht. Von den Bergströmen der Bai haben ihre indischen Namen noch behalten der Inhomerim, Iguagu, Imbuagu, die Miriti, Siriri, Serapuhi, Iinga und einige andere. Die Bedeutung dieser Namen ist freilich verloren gegangen, doch muß sie sinnvoll und poetisch gewesen sein. Wenigstens nannte sich der Stamm selbst, der die Bai von Rio umwobte, der Stamm der Tupi, d. i. Kinder des Donners oder des Allvaters, eine Namen-Beilegung, über welche der brasilianische Chronist

sich nicht wenig ärgert, indem er sagt, der Stamm habe sich „por barbara vaidade, in roher Eitelkeit“ so genannt. — Wahrlich, wenn man sieht, wie der großen Natur immer mehr Leid und Unbill geschieht, wie die Wälder immer höher hinauf an den Bergen niedergebrannt werden und den steifen Kaffeepflanzungen Platz machen, und man dann an die frühere, herrliche schweigende Wildniß denkt, so muß man, wie Schiller über die Götter Griechenlands, über den untergegangenen Donnergott und seine erschlagenen Kinder tief im Herzen trauern.

Die herrlichste Eigenthümlichkeit aber des Felsenkreises im Hintergrunde der Bai liegt in der Ursache der Zerklüftung, in der Menge der kurzen Bergströme, die sich rings von allen Seiten in die Bai hinabstürzen. Wohl nirgend auf der ganzen weiten Welt mag eine ähnliche Erscheinung sich finden, daß von einem Gebirge, welches seine Abdachung landeinwärts hat, landauswärts aber zur höchsten Höhe sich erhebt und dann plötzlich jählings zur Bai hinunter abstürzt, — daß von einem solchen Gebirge gleichwohl ein unermesslicher Wasser-Reichthum sich in die Bai ergießt. Die Ursache davon liegt in der das ganze Jahr hindurch gleich feucht-warmen Atmosphäre, die um das Gebirge und auf und an demselben einen Waldwuchs von 150, und mit Einschluß der Palmen von 200 Fuß Höhe erzeugt, von den Wurzeln bis zu den äußersten Spitzen der Bäume der ganze Wald voll von den verschiedenartigsten Vegetations-Schichten, eine mit der andern durchschnürt und verbunden durch das Laugewirr der eigenthümlich südamerikanischen Schlingpflanzen. Myriaden durstender Blätter-Kehlen schlürfen in dieser Waldvegetation die Feuchtigkeit der Atmosphäre ein und setzen dann unten in den Boden einen Niederschlag von Wasser ab, dessen Reichthum sich dem Wanderer auf der steilen Höhe der Bergstraße donnernd verkündet in dem Brausen der zahllosen, oft hundert Fuß hohen Wasserfälle im tief eingerissenen und jählings abschließenden Thalgeklüft. Zwischen je zwei Thalflüften springt immer eine Reihe von Strebepfeilern abwärts zur Bai hinunter, die die Masse des Gebirgsknotens gegen das Wasser abstützen und oft weit hinaus noch einmal aus der Oberfläche auftauchen als einzelne Felsen-Inseln. Für solchen abspringenden Zug von Zinken und Zacken hat denn die Landessprache auch einmal einen höchst bezeichnenden Ausdruck. Serra (Säge) nennt sie ihn, und in der That sieht nichts ihm ähnlicher, als eine schräg liegende Riesensäge mit ungleich hervorragenden Zähnen.

Es kann nun keinen schöneren Anblick geben, als diese rings am Hintergrunde der Bai neben einander lagernden Thal- und Höhen-Züge aus der Ferne im Abendlicht betrachtet. Während unten die Nacht schon über dem Walde ruht, steigen die Seitenwände in den wunderbarsten goldvioioletten Tinten empor, und hoch oben glühen die Zinken und Zacken noch rosig im Abendlicht und werfen ihre phantastischen Schlagschatten über die Thalschlucht hinüber auf die gegenüber liegende Seitenwand und diese wiederum die Schatten ihrer Zacken auf die goldvioioletten Tinten der folgenden, und so weiter fort im Kreise um die Bai herum. Man glaubt, das Auge träume, wenn man's so mit ansieht. Zu beschreiben ist es nicht und eben so wenig zu malen. Prinz Adalbert von Preußen hat es in dem leider nur zu Händen von Staatspersonen gekommenen Druck-Manuscript seiner Reise versucht: das colorirte Titelblatt des Kupfer-Atlas'es stellt in solcher Abendbeleuchtung ein wohlbekanntes Gebirgsstück aus dem Riesem an der Küste dar. Es ist ein herrliches Blatt, die Farben so warm glühend, daß ich, als ich's sah, für übertrieben hielt. Als ich aber am Abend mit einem Freunde den Standpunkt der Aufnahme erstiegen hatte, überzeugten wir uns, daß alles noch tief unter der Wahrheit geblieben, daß namentlich das so unendlich warme Nachglühen des Zodiakallichtes bei weitem nicht erreicht, oder aber auch als unerreichbar verschmäht war.

So viel der Andeutungen über Lage, Maas, Umriß und Licht der Bai von Rio de Janeiro. Es möge mir, ehe ich mit Andeutungen des Lebens auf derselben schliesse, vergönnt sein, die verehrliche Gesellschaft einen näheren Blick in den Hintergrund der Bai thun lassen.

Zur Fahrt dorthin bedienen wir uns am geeignetsten einer Saluah. Reizendere Binnenwasser-Fahrzeuge als diese Saluahs kann man sich nicht denken. Vorn und hinten scharf auslaufend und mit zwei hochgespizten lateinischen Segeln versehen, tanzen sie, an Schnelligkeit oft Dampfschiffe überbietend, wie neckende Najaden dahin über die Wellen, die sich an der vorderen Steuerbordsseite lustig zerschellen und dann in Schaumflocken in's Schiffelein hineinschlagen, oft die vorn sitzende Neger-Mannschaft mit reichlicher Salzfluth überschüttend. Die hintere Hälfte des Fahrzeuges ist mit einem soliden Schirmdach überbaut und an den Seiten mit Vorhängen so dicht versehen, daß es sich drinnen auch bei glühender Hitze oder unruhigem Wetter ganz traulich sitzt und schwagt. Nachts werden auf Boden und Seitenbänke Steiren (dicke weiche Matten) gebreitet, und darauf ruhend

fährt man träumend über die mondbeglänzte Bai in die wunderfamen Ufer der stillen Flüsse hinein, so daß man beim Erwachen die Vorhänge aufschlagend noch fortzuträumen meint. Neue Wunder sind hier, auf den stillen Flüssen, vor unsern Augen aufgethan. Alles, die ganze Bai mit all ihren großen Umgebungen ist verschwunden. Zu beiden Seiten des träge dahinschleichenden Flusses eine unübersehbare Wildniß stämmigen Buschholzes, am Rande von schneeweißen, äußerst elegant gebauten Wasserlilien und anderem see-vegetabilischen Wirrwarr eingefast, landeinwärts hie und da von einem werdenden Walde überragt. Todtenstille weit und breit, kein Vogel singt oder zwitschert, selbst der draußen Tag und Nacht weit über die Bai hinaus schallende Gesang der Cicaden ist hier verstummt: eine Ruhe und ein Schweigen ohne Gleichen. Ein Wunderwerk eigenthümlichster Art haben hier die aus den Thalschluchten des Gebirges dahergebrausten und im Niveau der Bai zur Ruhe gebetteten Bergströme vor Alters schaffen helfen, ein Werk, das jetzt bereits am Fuße fast des ganzen Felsenkreises entlang sich ausdehnt. Auf die von ihnen fortgeschwemmte und draußen an ihren Mündungen abgelagerte fette vegetabilische Walderde hat sich nämlich der Manglebusch hingepflanzt, ein wunderlicher Gesell, der aus den Blattwinkeln des unteren Baumstammes fadenartige Luftwurzeln hervortreibt, die, dicker und länger werdend, sich weiter hinaus in den Schlamm einsenken und neue Manglebüsche treiben, dergestalt, daß jeder Stamm, mit seinen weit weggespreizten Blattwurzeln einem großen umgestürzten Rükchenquirl gleich, zwischen diesen Quirlzacken die von oben immer auf's Neue zuschwimmende Erde und den draußen von der Bai hinangespülten Schlamm begierig festhält, so daß der Buschwald, Wurzeln schießend, Pflanzen treibend, und immer neues Terrain für seine Sproßlinge gewinnend, immer weiter in die Bai hinausmarschirt. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein wandelnder Wald, von solcher Ausdehnung, daß er bereits mehrere der vom Gebirge abgesprungenen Felseninseln mit einander verbunden hat und daß die vor Alters gar nicht hier vorhandenen stillen Flüsse sich jetzt schon Stunden lang durch ihn in den launigsten Krümmungen hindurch schlängeln. Und nun, welch' Leben und Bewegen zwischen den Quirlstangen auf dem fetten Schlamm! In geheimnißvoller Stille schaffend scheint hier die Natur an Regen und Bewegen haben ersetzen wollen, was sie an Schall und Laut entzogen hat. Zur Zeit der Ebbe, so weit der Blick von der Faluah aus unten die Ufer durch die Quirle hindurch zu übersehen vermag, ein endloses rastlos durch einander wirren-

des Feuermeer. Taschentrebse sind es, die hier ihr Wesen treiben, mit Schilden roth wie glühende Kohlen und Beinwerk gelb wie lodernde Flammen. Wie das durch einander wogt, wie das rastlos sich auf Seitensprünge wirft, wie das rückwärts durch einander hinchassirt, ein Reactions-Ball ohne Gleichen auf Erden! Aber nun wird plötzlich die Gesellschaft unser blendendes Segel gewahr. Augenblicklich sind tausend Terzerolen auf uns angelegt: die Sehstangen mit dem Auge darauf sind es, die sie auf uns richten. Wenn sie uns aber recht auf's Korn genommen und eben loszudrücken Lust haben, da rauscht und raschelt Alles in wilder Flucht durch einander, und im Nu ist der ganze Spuk in die Löcher und Höhlen zwischen den Quirlstangen verschwunden. Todtenstille wieder. Da arbeitet aber sofort was Neues durch den Schlamm. Hochbeinige, dünnhäufige, langschnäbelige Wasserhühner sind's, die spornstreichs vom Ufer, wo sie, uns unbemerkt, auf der Lauer standen, ins Quirldickicht hineinsetzen. Und von ihrem Gequatschel wiederum aufgeschreckt, recken reizende kleine Silberreihler ihren Hals sammt langem Schnabel-Anhang empor, und wie wir eben die lieblichen Creaturen näher in Augenschein nehmen wollen, da stoßen sie à tempo mit den langen Beinen ab, schwingen das leichte Gefieder und schweben leisen Fluges über den Buschwald hinweg. Da wird auch wohl ein junger Alligator mit wach und quatschelt, kaum sichtbar, hinter dem Gequirl davon. Oder es schallt von weitem aus dem Dickicht das Prasseln und Brechen des Stangenholzes zu uns herüber, durch welches ein aufgeschreckter Tapier stürmt. — So gehts weiter und weiter den stillen Fluß hinauf. Alles steht und starrt voll von schweigenden Gottes-Wundern. In den letzten Jahren aber, seitdem das Menschen-Wunder des Dampfschiffes die Spiegelfläche der stillen Flüsse geißelt, nehmen auch die Gottes-Wunder ab. Alles flieht die keine Grenze kennenden Menschenfinder; und selbst der Manglewald, dem die geräberten Wellen nicht einmal den mühsam errungenen Schlamm mehr gönnen, scheint keine Lust am Fortschritt mehr zu haben.

Gern möchte ich nun die verehrliche Gesellschaft in der Falluah den Fluß vollends hinauf und dann zu Lande über compact gewordenes Hügel-Terrain weiter bis an den Fuß der Serra führen, in das kühle, schaurige Waldthal hinein, wo die herrlichen Katarakten blitzend in Waldesdunkel aufschäumen, die glühenden Orchideen von allen Seiten her aus der Dämmerung aufleuchten, der prächtige Atlas-Falter langsamen Fluges am

erquickenden Wasserstaub hinschwebt, mit jeder Luftströmung andere aromatische Blüthendüfte vorüberwallen, und was dergleichen Wunder mehr sind im segentriefenden tropischen Waldthal. Gern auch führte ich die verehrliche Gesellschaft unter einen schützenden Vorsprung an der Felswand und ließe sie von dort aus das gewaltige Himmelsdrama eines über der Bai sich entladenden tropischen Gewitters schauen. Aber die Stunde drängt, und kaum wage ich noch schließlich etwas Fischerei als Andeutung des auf der Bai vorgehenden Lebens nachzubringen. Ich wage es um so bedenklicher, da — ich gestehe es — eigensüchtige Liebhaberei dabei im Spiele ist, insofern als ich selbst mich zuweilen am Fischen betheiligte. Die verehrliche Gesellschaft möge solcher Liebhaberei, und daß ich von ihr zum Schluß noch rede, verzeihen: sie wird selbige begreiflich finden, wenn ich sie mit dem gesegneten Terrain in der Kürze bekannt mache.

Nicht darf uns über den Fischreichtum der Bai weder der hohe Marktpreis der feineren Sorten täuschen, noch der oft eintretende gänzliche Mangel, der zuweilen so empfindlich ist, daß selbst „die heiligen Vorschriften der Religion“ ihm weichen müssen und der Bischof von Rio de Janeiro genöthigt ist, für die gesammte Fastenzeit allgemeine Fleisch-Indulgenzen zu ertheilen. Der Mangel ist nicht an Fischen, sondern an Fischern, sie zu fangen. Wenn schon bei uns, so ist noch mehr unter der Gluth des tropischen Himmels der Fischfang ein beschwerliches Geschäft. Schwere Arbeit aber liebt nun einmal der Brasilianer nicht. Er zieht den mühelosen Gewinnst vor, wie Glück und Gunst ihn geben. Allerdings ist der Fischfang überaus lohnend, lohnender aber noch das Geschäft, zu welchem er vorbereitet, das Geschäft des Menschenfischens. Hat sich daher ein freier junger Mulatte einige Zeit an dem Fischen in Führung seiner Canoa eingeübt, so fährt er hinaus an die Küste und hilft dort frisch von Afrika gekommene Neger löschten, eine Branche des Sklavenhandels, die wie alle übrigen einen ungeheuren, zu der Bemühung in gar keinem Verhältniß stehenden Gewinn abwirft. Kommen viele Neger an, so ist die Fischerei verlassen, der Preis der Fische steigt in demselben Grade, wie der Preis der Menschen sinkt, und der Bischof hat Fleisch-Indulgenzen zu ertheilen.

Solche eigenthümlich brasilianische Geschäfts-Conjuncturen dürfen uns also über den Fischbestand nicht täuschen. Die Bai ist unerschöpflich reich an den schmackhaftesten See-Artikeln jeglicher Art. Am Rande sitzt alles Gestein voll von den delicatsten Austern, deren roher Genuß jedoch dem

Brasilianer eine porcaria ist. Dann folgt weiter abwärts der Kreis fleischreicher Riesenkrebsse, schmackhafter Taschenkrebse und feiner Krabben, letztere an Fleischgehalt oft unsern Flußkrebse gleichkommend. Dann das Reich der Barsch-, Sandart-, Karauschen-, Murenen-, Schlei und andern artigen Mittelfische; der seltsamen Gestalten der Klump-, Stern-, Stein-, Tinten-, Horn-, Schwerdt-, Leier-Fische nicht zu gedenken, die dort gleichfalls ihr Wesen treiben. In der Tiefe der Bai dann die Hecht-, Lachs-, Stöhr-, Karpfen-, Zungen-, Scholl-, Rochen- und sonstigen großartigen Fische, von Haifischen, Hammerhaien, Delfhinen, Meerschweinen und andern Meer-Ungethümen untermischt. Darüber überall in Schaaren sich drängend das ganze Jahr hindurch der Häring, die tägliche Speise der Neger; und in engen verschwiegenen Felsbuchten riesenhafte Schildkröten, gewaltige Lachsforellen, armdicke Kal-Arten und dergleichen Gourmandien mehr. Der Reichthum ist so groß, daß die hechtartigen beim Aufspringen zuweilen in die Fährböte hineinfallen, ja den Doreinstößenden zu beiderseitiger Bestürzung ins Gesicht stürzen.

Die von Seiten der Menschen mangelnde Concurrnz, sich solcher Fülle zu bemächtigen, wird nun aber anderweitig reichlich ersetzt. Außer der auf unterseeischem Markte dem Auge sich entziehenden Concurrnz der Hechte, Haie, Rochen und anderer Grossfisten kommen unter den zahlreichen oberseeischen Concurrenten besonders vier Arten ihres lebhaften Geschäfts-Verkehrs wegen in Betracht, deren eine dem Reiche der Säugethiere, die anderen dem Reiche der Vögel angehören. Sie treiben's sämmtlich nicht en gros, wie jene Matadore in der Tiefe, sondern nehmen als bescheidene Detaillisten mit dem kleinen Gewinn der Häringe fürlieb, setzen aber dafür ihre Waare desto häufiger um, und stehen sich dabei nicht minder gut. Besonders zeichnet sich durch Wohlbeleibtheit das Meerschwein aus, das, aus dem Wasser radschlagend und die heiße Lunge mit gewaltigem Pfauchen von dem dampfenden Athem entladend, überall nach Beute sich umherwälzt. Nicht minder corpulent — freilich nur in Vogel-Format — ist die Fettmöwe, deren gewichtige Fonds ihr den Vorzug gestatten, sich aus hoher Luft tief unter's Wasser zu stürzen, von wo sie dann, ihre Beute im Schnabel, wieder auftaucht, den Fang in den Schlund hinabzwängt, und sich dann, vermöge ihrer kurzen, vom Wasser nicht gehaltenen Schwingen wieder emporarbeitet. Nebenbei treibt sie auch bloße Expeditionsgeschäfte, freilich wider ihren Willen, nur weil die Chancen je zuweilen

es so mit sich bringen. Denn wenn sie eben, die Beute im Schlunde, sich zur Höhe emporgearbeitet hat und nun mit raschem Flügelschlage weiter eilen will, dringt nicht selten eine Raubmöwe, deren Schwingen jeden directen Verkehr mit dem Markte verbieten, auf sie ein, und bearbeitet sie und ihren Schlund mit Schnabel und Fängen so lange, bis sie — ohne die geringste Provision davon zu haben — die Beute wieder von sich giebt, die dann im Falle von der Raubmöwe erschnappt wird. Sie kann's indessen verschmerzen, denn das Arbeiten im eigenen Geschäft schlägt ihr so gut zu Buch, daß sie oft vor Ueberladung nicht weiter kann, und sich erschöpft auf einen Felsen setzen muß, wo sie dann mit leichter Mühe von den Fischern ergriffen wird. — Der vierte Concurrent ist ein herrlicher Fregattvogel, schlanken Leibes, mit schmalen, von einer Spitze zur anderen 10 bis 12 Fuß langen Schwingen, gestrecktem Hakenschnabel und gedehntem Gabelschwanz. Er hat einen stolz schwebenden Aristokratenflug, benimmt sich aber beim Geschäft äußerst linkisch. Da er nämlich, wenn er — der Fethmöwe gleich — in's Wasser hinunterschließen würde, sich vermöge seiner langen Schwingen nicht wieder würde herausarbeiten können, so ist er genöthigt, in einem weiten Bogen aus der Höhe herab über die Beute hinzuschweben, um sie so en passant mit dem Hakenschnabel heraus zu fangen. Aber sein kurzer Hals will auch so noch nicht zu reichen. Er muß sich daher, über die Beute gekommen, zu einem eigenthümlichen equilibristischen Kunststück bequemen: er wippt mit dem Schwanz nach unten, bringt sich dadurch — kopfunter — in senkrechte Schwebelage, langt zu, wippt wieder nach oben, und schwebt dann, die Beute im Schnabel, horizontal weiter, den Bogen aufwärts fortsetzend. Dieses, den herrlich schwebenden Flug plötzlich unterbrechende Aufkippen des langen mageren Gefellen macht sich überaus komisch, und kein Neger kann den „langen Hans“ — wie er ihn nennt, sein Kunststück machen sehen, ohne in unwillkürlicher kindischer Theilnahme das Kopfnicken nachzumachen.

Alle vier Concurrenten und die Menschenkinder dazu sah ich einmal von der auf Ponta do Cajú, einem weit in die Bai hinausragenden Felseneiland, gelegenen Gartenterrasse in Massen vereint ihr Wesen treiben. Von zwei stattlichen Canoas aus hatten unten an der Terrasse Fischer mit Hülfe ihrer Neger einen so ungeheuren Zug von Häringen in ihrem Netz geschlossen, daß die Masse der Gefangenen sich nicht etwa bloß durch das gewöhnliche dunkle Flossen-Gekräusel an der Oberfläche kundgab, sondern

daß sie wie Mondgestirmer förmlich auf die Oberfläche empor gedrängt wurden. Natürlich war an ein Zusammenziehen des Netzes nicht zu denken. Die Fischer waren genöthigt, es wieder zu öffnen und eine Portion zu entlassen. Die Flüchtlinge stürmten in die Weite, lockten nun aber eine ganze Heerde von Meerschweinchen herbei, die, in gewaltigem Pelotonfeuer aufsprühend, der Quelle zu radschlagten und von allen Seiten her das Netz attaquirten. Die Fischer hatten nichts angelegentlicheres zu thun, als ihr Netz zu retten, indem sie mit den Rudern an die Canoas und, als dies nichts half, auf die Bestien selbst losschlugen. Unterdessen ward die herausquellende Häringsschaar von krächzend herbeieilenden Feltmöwen vorgenommen, und plumps, plumps stürzte sich der Hanse hinein, während schon die Raubmöwen von allen Seiten aufpäkten, jeder seinen Mann auf's Korn nehmend. Ueber den Inhalt des Netzes selbst aber hielt ein stolzer Zug von langen Hansen seinen grandios-komischen Bogenflug. Die ganze lebensvolle Scene ward von dem rothigen Schein der Morgensonne beleuchtet, die eben über den Eingang der Bai aus dem Ocean aufgestiegen war; und ich wußte nicht, ob ich meine Augen mehr an den malerischen Stellungen der arbeitenden Neger in den Canoas oder an dem bunten Wirrwarr um sie her weiden sollte. Alles löste sich hernach zu allseitigem Wohlgefallen auf: jeder Concurrent hatte seinen reichlichen Antheil bekommen, und auch wir kauften von den Fischern und hatten zum zweiten Frühstück frisch nach vaterländischer Art geräucherte Bücklinge, eine seltene Erscheinung dort zu Lande, wo auch der harmlose Pickelhäring — weil roh — zur porcaria gehört.

Die verehrliche Gesellschaft wird bei solchem Reichthum und so lebensvoller Concurrenz die Lust begreiflich finden, daß man auch einmal auf die herrliche Bai hinausfahren und mit den wunderfamen Creaturen in der blauen Tiefe nähere Bekanntschaft machen möchte. Oft zog ich daher am Vorabende eines katholischen Festtages, wo Alles ohne Unterschied der Nation und Confession sich der Freude hingiebt, nach Ponta do Cajú hinaus, von wo dann am andern Morgen früh, noch bei dunkler Nacht, die Expedition vor sich ging, der sich außer uns Deutschen gewöhnlich auch ein lebenswürdiger Engländer angeschlossen, ein leidenschaftlicher Angel-Liebhaber, der schon in Schottland und Norwegen die Kunst getrieben und sich als Mitarbeiter an einem Journal für Angler einen Namen in England gemacht hatte. Vor der Abfahrt ward gewöhnlich eine Tasse heißen

schwarzen Kaffees genommen, denn so warm die Nacht selbst ist, so schauert sie doch in geisterhaftem Ringen mit der ersten aus dem Ocean aufsteigenden Dämmerung kalt zusammen, und seltsam schneidende Luftströmungen ziehen hin und her auf der stillen Wasserfläche. Wenn Alles wohl verpackt, Frühstück- und Flaschen-Korb unter die Ruderbänke gestaudet, das Fischergeräth in Ordnung gelegt und der weitbauchige Korb mit engem Halse zur Aufnahme der Beute hinten am Bord befestigt ist, geht es schweigend hinaus, landeinwärts auf die Höhe der Bai. Keiner aus der Gesellschaft wagt plaudernd die heilige Fesruhe der Nacht zu stören, und selbst die Negers vorn im Boot schlagen nur sanft und leise die Ruder ein. Wenn die Höhe erreicht und die Sonne im Anzuge ist, was dann durch die blickenden Feuerschlünde von allen Wacht- und Kriegsschiffen donnernd verkündet und von den Thürmen aller Kirchen und Kapellen aus der ferneren Stadt und den nahen Inseln festlich läutend begrüßt wird, so erhebt sich Senhor Antonio, der Fischer, ruft gravitatisch den Negern sein „para!“ (Halt!) zu, und senkt, ein segnendes Kreuz schlagend, den Stein, an welchem die Espinhela befestigt ist, in die Tiefe. Die Espinhela, das Haupt-Angelgeräth, ist eine lange starke Grundschnur, die mit 600 bis 800 Haken, jeder mit einem Häringsstück versehen, besetzt und durch schwere Grundsteine, deren Lage durch Baken bezeichnet wird, in mehrere Abtheilungen getheilt ist. Ist der erste Grundstein eingesenkt und die Bake darau ausgeworfen, so rudern die Neger langsam weiter, während Sr. Antonio die Schnur aus der Hand in die Tiefe gleiten läßt, bis auf den letzten Grundstein. Wenn so die ganze Schnur gelegt ist, was etwa eine halbe Stunde dauert, so rudern die Neger im Bogen zur ersten Bake zurück, so schnell als möglich, damit der dort gemachte Fang sich nicht wieder losreißt. Dort angekommen, ergreift Sr. Antonio die Bake und präsentirt sie mit Grandezza, den Hut in der andern Hand, Einem aus der Gesellschaft zum Aufziehen, während die Neger sich anschicken, das Aufziehen in gleichem Tempo hinaufrudern zu begleiten. So wie man nun den Grundstein vom Boden aufhebt, zuckt oder zieht oder zerrt oder stürmt es im Arm, je nach der Größe der zuerst an der Abtheilung gefangenen Individuen, und man möchte nun gleich die ganze Sippschaft über Bord ziehen; aber mit einem angelegentlichsten „devagar, devagar Senhor!“ (sachte, sachte, mein Herr) verweist Sr. Antonio zur nothwendigen Ruhe und Selbstbeherrschung. Das ist nicht leicht; denn je näher der Stein der

Oberfläche kommt, desto höher steigt die schräge Schnur und an ihr das wundersamste Gethier aus der Tiefe herauf. Jetzt nähert sich der Stein dem Bord, mächtiger wird das Zucken und Zerren, schwieriger die Selbstbeherrschung, denn deutlicher tritt Gestalt und Farbenpracht der oben sitzenden Gefangenen aus der Bläue hervor. Jetzt ist der Stein über Bord, und kaum vermag man die Schnur noch zu halten vor Reißen und Stürmen. Sr. Antonio vermuthet was Großes und legt sich den Hafenspeer zur Hand, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Jetzt schwebt langsam lavirend ein graciöser junger Hai herauf, in seinem einfachen Meergrau kaum von der Fluth um ihn her zu unterscheiden; jetzt ein gepriesener Leckerbissen, eine Scherne, düsteren und melancholischen Ansehens, etwa wie unser Schlei; jetzt gleichfalls nicht zu verachten, unserem großen Seebarsch ähnlich, ein Corrorokko, mit bitterböses gespreizten Stachelstossen; jetzt eine Badesjetta, ein Fisch wie ein Vogel, grün und gelb changirend, sogar mit zornig aufgeblasenem Kropf unten an der Kehle. Sr. Antonio wirft ihn vom Haken nicht gleich, wie die andern, in den Korb, sondern zur Belustigung der Gesellschaft erst ins Boot, auf dessen glattem Boden er laut knurrend hin- und herstürmt, bald Diesem, bald Jenem gegen das Bein fahrend; jetzt glänzt aus der Tiefe — unserer Karause ähnlich — eine Vermelha herauf, der ganze Leib so goldig roth und die Flossen so scharlach glühend, daß die blaue Fluth um sie her vom Widerschein in violetter Glorie strahlt; jetzt die Krone aller Fischgourmandie, eine gewaltige, unserm Karpfen nicht unähnliche Garopa. Sr. Antonio stürzt an's Bord, und daß sie mit ihrer Wucht die Schnur nicht zerreiße, greift er sie mit beiden Händen beim Schopf, schleudert die heftig Widerstrebende geschickt und kräftig in's Boot hinein, und — unser ist der König des Fischzugs! Jetzt aber — o Wunder! — ein Schmetterling im tiefen Naß, ein prachtvoller flatternder Schmetterling, schöner, als je einer die Wälder durchzog, die Flügel zinnoberroth mit goldnen Punkten und eingefast von einem breiten Rande im brennendsten Indigo-Blau, der Leib kastanienbraun, mit silbernen Sternen besät: jetzt ist er im Boot, es ist ein Fisch, ein wirklicher Fisch; aber ach, kaum liegt er auf dem Boden, so verglühn die Farben und er wird unscheinbar wie der Corrorokko. Die folgenden Haken sind leer, aber darunter stürmt es gewaltig. Sr. Antonio ergreift den Hafenspeer, und jetzt treten die Umrisse einer dunkel im Grunde hin- und herfahrenden Erdscholle hervor. Ein gewaltiger Rochen ist's mit

feinen dickfleischigen Flügeln und compactem Poppschwanz, an dessen Wurzel die furchtbaren Waffen der giftigen Hornspitzen drohend hervorragen. Kaum ist die Schnur aufzubringen, aber er muß daher, und wie eben erst die eine Flügelspitze über's Wasser hinausschlägt, hat ihn auch schon Sr. Antonio harpunit und in's Boot hineingeschleppt, wo er, nachdem ihm die Giftzacken ausgebrochen sind, sein Quartier unter dem Bugspriet nehmen muß, da der Korb für ihn zu klein ist. Jetzt tauchen die seltsamsten Gestalten auf — — — doch genug und wohl schon zu viel für die nachsichtige Geduld der verehrlichen Gesellschaft. Nur dies eine zur Beruhigung, daß die Haken bei allen Gefangenen gleich vorn an der Kiefer eingeschlagen sitzen, das Vergnügen also kein grausames zu nennen ist.

Die Espinhela wird wiederholt ausgelegt, bis die Gluth der höher steigenden Sonne das Verweilen auf der Höhe der spiegelglatten Bai unmöglich macht. Man begiebt sich dann, nachdem man die Espinhela in einer wenig tiefen Nebenbucht ausgeworfen, auf die Frühstück-Retirade zum nächsten schönsten Insel-Vorsprunge, legt das Boot in eine Felsen-Nische, springt vom Bord auf die Platte, breitet das Frühstück unter einen überhängenden Baum aus, der mit seinen dichten Orchideen länglichen Schatten gewährt, und liegt nun da, mit gesundem Appetit schmausend, mit freudigem Blick auf die Gottes-Wunder rings um die Bai her ausschauend und von der lieben fernen Heimath schwärmend, von welcher her grüßend der herrliche Ocean seine Wogen rollt, die in langen, auf der Höhe der Bai gar nicht bemerkbar gewesenen Zügen auf und ab wallend, unser Felsenufer küssen, zum Zeichen und Unterpfund, daß der Ocean uns einst wohlbehalten wieder hinüber werde wiegen in die traute Heimath.

Unsern Engländer aber leidet's nicht lange in der trägen Ruhe. Nachdem er mit einigem Portwein nach Bedürfniß sich gestärkt, greift er zu seiner Handangel, sucht sich die weitest hinausragende Felsplatte aus, tritt hin und beginnt manch' erklecklichen Fang zu thun, wobei er jedesmal, wenn's heißt, am Ruck und Zug die Art des Fisches fühlt und im voraus ansagt, nie sich irrend. Bald folgen wir alle seinem Beispiel, treten aber nicht so kühn vor, sondern bescheiden uns mit den krystallhellen Becken in den Nischen des Gesteins, ob wir nicht aus den Höhlen der überhängenden Felsen eine Mal- oder Forellen-Art mit unsern Krabben herauslocken können. Der Engländer, dem „das kleine Zeug“ auf die Dauer langweilig wird,

klettert hinunter in die Fluth, dringt weiter vor, steigt wieder hinunter, so daß er endlich bis an die Brust im Wasser steht, seelenvergnügt, daß er nun recht weit nach größerem Fange ausholen kann. Es glückt ihm: ein großer Fisch geht mit der Schuur davon. „Eine Linguade!“ (Zunge) ruft er entzückt, fiert nach, läßt unten die Feder schnappen, das Rad klinkt ab, aber die Linguade will nicht wenden, sondern geht ihres Weges immer gerade aus: und plötzlich ist der Engländer von seiner unterseeischen Terrasse in die Tiefe verschwunden: „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn.“ Wir stürzen erschrocken hin, da taucht er aber, das Haar wie ein Meergott triefend, wieder zu seiner Terrasse auf und ruft: „Gott steh mir bei! wo ist meine Linguade?“ Sie wird ihm von den Negern, die sie vom Boot aus an der treibenden Angel ergriffen haben, gebracht, und im Anschau'n des wohl sechspfündigen Beckerbissens versunken, ruft er, gar nicht mehr an den Unfall denkend, aus: „welch' glücklicher Fang!“

Unterdessen hat der gütige Decan uns die kühlende Seebrise hereingesendet. In gerader Querlinie über die Bai heranschreitend, dringt das dunkelblaue Wellengekräusel zu uns herüber, so daß wir jetzt in der frischen bewegten Luft die Heimkehr antreten können. Die Espinhela, voll von kleineren lustig gestalteten Gesellen zum Jubel der daheim auf unsere Rückkehr wartenden Kinder, wird aufgezogen, das Segel aufgehißt, und so geht's fröhlich zurück nach Ponta do Cajú, wo schon brasilianische Gesellschaft in Menge unser und unserer willkommenen Fasten-Delicatessen harret und bald der Fischreichthum, mit Austern, Oliven, Krabben und anderm Zubehör auf's mannigfaltigste zubereitet, auf wohlbesetzter Mittagstafel prangt und von den Rechtgläubigen in majorem Dei gloriam verzehrt wird.

III.

Meine erste Reise nach der deutschen Colonie Petrópolis.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Wenn man von Rio aus den Blick über die weite Bai hinüber-
schweifen läßt zu den fernen Bergen, da wird er von einem herrlichen
Thal gefesselt, das sich links von den Granitwänden des Orgelgebirges
und rechts von den Felsespitzen der Serra da Estrella hinaufzieht auf
den Kamm der Wasserscheide, welche die majestätische Salzfluth der Bai
von den neckischen Wellen der Parahyba trennt. Mit innigem Behagen
heftet sich der Blick, nachdem er wie furchtsam von der rechts und links
starrenden Wildniß sich abgewendet, auf die noch in sieben Meilen weiter
Entfernung deutlich erkennbare stolze Bergstraße, die sich in jenem Thale
— hier neben gigantischen Felsen, dort neben strogendem Urwald — hin-
anwindet zur stolzen Höhe, und endlich hinter den ersten Zinken des Or-
gelgebirges verschwindet. Deutscher Fleiß hat diese Straße gebaut, ein
Napoleonisches Alpenwerk, die einzige Fahrstraße, die aus dem Felskessel
der Bai in's Innere Brasiliens, zunächst nach der Gold- und Diamanten-
Provinz Minas, führt.

Oben am Kamm des Gebirges, etwa eine halbe Stunde abwärts
an den auf der andern Seite hinunterrauschenden Waldbächen der Para-
hyba liegt die deutsche Colonie Petrópolis. Der eine Tagereise weite

Beg dahin, über die Bai, die Ebene und auf's Gebirge hinauf, ist so eigenthümlich schön und mit so eigenthümlicher Staffage ausgestattet, daß es mich gelüstet, dem lieben deutschen Leser eine Vorstellung davon zu geben, ich aber die unendliche Fülle von Herrlichkeiten nicht anders in Rahmen zu fassen weiß, als indem ich meine erste Reise dahin erzähle, wie ich dieselbe im Jahre 1845 auf Veranlassung der brasilianischen Regierung unternahm, die mich ersucht hatte, bis zur Anstellung eines aus Deutschland zu berufenden Geistlichen oben auf der Colonie je zuweilen zu vikariren. Ich werde bei Beschreibung dieser Reise auch Gelegenheit finden, auf die ersten Schicksale unsrer ausgewanderten Landsleute zu kommen, so weit ich dieselben aus eigener Anschauung kennen gelernt habe und mich ihrer mit Hilfe meines Tagebuches erinnern. So traurig sie großen Theils sind, so mag ich sie gleichwohl — als Beiträge zur Geschichte der Auswanderung — dem Leser nicht vorenthalten.

Mit welchen Gefühlen ich gegen den Mittag des 27. August aufbrach, kann sich jeder Amtsbruder in der Heimath vorstellen, der, nachdem ihn sein mühseliger Beruf zwei Jahre lang ununterbrochen an seinem Wohnort gefesselt hielt, nun endlich einmal in's Weite hinauskann über Berg und Thal, an Wald und See. Oft hatten ihn, wenn er einmal auf ein Stündchen aus dem Stadtthor oder über die Dorfmark hinaus sich wagen durfte, die fernen blauen Hügel gewinkt, oft ihre frischen Lüfte als lockende Boten ihm zugesendet: immer aber mußte er, ernst und versagend das Haupt schüttelnd, umkehren, den Handwerksburschen beneidend, der leichten Fußes und Herzens an ihm vorüberzog in die weite Gotteswelt hinaus. Nun ist endlich auch an ihn einmal die Reihe gekommen: schon die letzten Tage wurde es dem alleingewohnten Berufsmenschen ungewöhnlich jung im Herzen, es wurden wach darin die Erinnerungen an die frische fröhliche Wanderzeit des Burschenlebens, es präladirten darin in den buntesten Variationen die Sichen dorfschen Klänge: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schiekt er in die weite Welt“: und endlich, endlich geht's hinaus!

So war mir's, als ich durch die engen Straßen der Stadt an's Ufer der Bai hinunterschnitt zur Faluah, die mich hinüber zu den blauen Bergen tragen sollte. So war mir's; nur noch froher und freier. Denn die Last des Berufs war je länger je größer geworden: seit Anfang des Jahres hatte ich eine Freischule für die armen Kinder meiner Gemeinde

ingerichtet, an der ich alleiniger Schulmeister war, und seit Johanni die Seel- und anderweitige Sorge für die in den Landungsdepositen liegenden armen Auswanderer übernommen. Da war mir's wie dem Vogel im Käfig, der die Thür offen sieht, als ich nach langen Kreuz- und Quersüßen endlich die rua de San Pedro hinabeilte und unten an der offenen Straße die freie frische Bai, weithin bis zu den fernen Bergen, vor mir liegen sah. Schon ragten unten auch die Wimpel der Saluben hervor, und rascher wollte ich eilen. Aber das Gedränge der mit Waaren aller Art beladenen Neger wurde immer dichter, je näher ich der praya dos Mineiros kam. Alles strömte dem herrlichen Kai zu, an dessen granitnen Treppen die Wogen der Bai langsamen Taktes auf und niederbrausten, als ob sie's nicht erwarten könnten, die Erzeugnisse europäischen Gewerbleißes dem Innern des Landes zuzuführen. Endlich hatte ich das Ufer erreicht und trat nun freieren Muthes auf die Terrasse hinaus. Sofort wollte ich unter der Menge von Saluben, die an den drei offenen Seiten der Terrasse dicht gedrängt neben einander lagen, die meinige auffuchen; aber die Bai, die herrliche Bai zog meine Blicke mit zauberischer Gewalt in's Weite hinaus. Rechts die gewaltigen Kriegsschiffe aller Nationen und darüber hervorragend die nahen Felsspitzen vom Eingange der Bai; links der Mastenwald des merkantilischen Hafens, vom Kriegshafen getrennt durch die ilha das cohrás, an deren Felsengestade die Brandung zischend und schäumend aufquoll; und über beide, über Insel und Mastenwald hinaus die blauen Zinken und Zacken des fernen Orgelgebirges in der Tiefe der Bai, das Ziel zwei Jahre langer Sehnsucht, jetzt, ach jetzt endlich erreichbar! Der freudetrunkene Blick konnte gar nicht loskommen von den winkenden grüßenden Gipfeln.

„Aber hier, Senhor Padre, hier ist Ihre Saluah! und Ihre Kiste ist auch schon hier!“ rief mich plötzlich aus meinen Träumen die Stimme eines Salubenhührers wach, der da meinte, ich könne mein Fahrzeug nicht finden. Ich blickte hin: da stand die schwarze Kiste mit den Heiligengeräthen wohlverwahrt unter dem Dach einer Saluah, und der dienstfertige Führer eilte nach vorn, mir die Hand zum Einsteigen entgegenstreckend. Ich sah nach dem Wimpel: o Wonne, er begann sich zu regen: die Seebrise war aus dem Ocean im Anzuge; gleich, gleich mußte es vorwärtsgehen, und eilig stieg ich ein.

Kaum hatte ich mir's unter dem schattenden Dach der Saluah bequem gemacht, als die Wimpel lustig zu flattern begannen, und nun erhob

sich ein Tosen und Treiben zur Abfahrt, daß selbst die Brandung der Wogen übertönt wurde. Immer lauter durcheinander wirrte das Rufen der reißigen Mineiros nach ihren noch fehlenden Waaren, immer lebhafter setzten die beladenen Neger sich von den Straßen her in Trab, immer ungeduldiger mahnten die Führer zur Abfahrt: und endlich lösten die ersten Fahrzeuge sich aus dem dichten Kranze heraus, hielten die Segel auf, und fort ging es. Endlich kam auch an uns die Reihe, nachdem noch ein Mineiro und ein Fazendeiro eingestiegen waren mit einiger schwarzer Bedienung, die vorn bei den Nudernegern Platz nehmen mußte.

Langsam — denn die Corcovadofette hinter der Stadt fing uns den Wind auf — langsam ging's auf den Kauffahrerhafen zu und durch die riesigen Schiffe hindurch. Kaum aber waren die Faluhen, die eine hier die andere dort, durch die Dreimaster hindurchgeschwebt und in's Freie gekommen, als sie in kokettirendem Tanz sich auf die Seite legten, vorn die Fluth emporgeworfen und in lustigem Wettlauf davon eilten. Auf der Höhe der Ponta do Caju trennten sie sich nach dem innern Halbkreise der Bai in divergirenden Radien, die eine hierhin die andere dorthin, dieser und jener Flußmündung zu. Das Gros hielt sich jedoch zu uns, nur waren sämtliche Fahrzeuge uns Säumenden voraus und gewannen, da wir schwerer beladen waren, immer größeren ferneren Vorsprung, so daß wir bald für uns allein dahintanzten.

Bis dahin hatten die reizenden Fahrzeuge meine Aufmerksamkeit gefesselt, jetzt aber, da sie fort waren, wandte ich die Blicke rückwärts: welch' herrlicher Anblick! Die stolze Stadt mit ihren sieben Hügeln, hinten von der zweitausend Fuß hohen Corcovadofette überragt und vorn von dem doppelten Wald der Kriegs- und Handelsschiffe befränzt, lag in einer Herrlichkeit vor mir da, wie ich nie, in ihren Straßen umherziehend, geahndet hatte. Ich konnte meine Blicke gar nicht wieder loskriegen, und erst als der Führer hinten am Steuer, der, des Anblicks täglich gewohnt, mein unverwandtes Hinstarren nicht begreifen mochte und der Meinung war, ich studire an der fernen Signalstange auf dem Castellberge nach den draußen in Sicht befindlichen Schiffen, — — erst als er artig belehrend sich zu mir wandte mit der Weisung: „'s ist ein Dampffschiff, was hereinkommt,“ erst da erwachte ich, aber nur um auf's Neue in anderweitiges Staunen zu versinken. Denn kann hatte ich dem guten Manne eben so verbindlich als ärgerlich gedankt, als meine Blicke von der Stadt links ab nach dem

Gingange der Bai hinstreiften. Welch' neuer majestätischer Anblick! Unfre Saluah war in die Mitte der durch die große ilha do Governador abgefonderten Vorderbai gekommen und tanzte gerade am fernen Bai-Gingange vorüber. Da lag nun draußen der liebe große gütige Ocean, links und rechts von den phantastischst gestalteten Felsenriesen umschlungen, seine herrlichen langgestreckten Wogen in gewaltigem Grüssen hereinwälzend und unser Fahrzeug mit seinem lebensfrischen Odem bestügelnd; — und draußen, ganz draußen die ilha raza mit ihrem weißglänzenden Leuchtthurm, und um sie her — hier näher dort ferner — die Menge der aus- und einsegelnden Schiffe, die der Ocean alle so liebend hielt und trug: ich war auch hier wieder festgeseit mit meinen Blicken. Da tönte plötzlich zu dem bisherigen Sologesange der Fluthen vorn am Kiel der Grundbaß einer zweiten Wogenstimme in mein Ohr. Ich wandte mich um, und siehe, ein neues Wunder! Die Saluah hatte sich der ilha do Governador genähert und fuhr eben an ihrem Felsenufer entlang; und eben dies Felsenufer war es, das der Grundbaß der atlantischen Wogen mit so erschütterndem Vortrage ansang. Und es verdiente es auch. Der liebe Leser wird aus eigener Erfahrung wissen, daß eben so eigenthümlich schön, wie eine Landfahrt am Wasser, eine Wasserfahrt am Lande ist, — durch den wunderfamen Contrast des ewig Starren mit dem ewig Beweglichen. Nun aber dieses Land, dieses leuchtende Felsengestade der ilha do Governador, von diesen grün brennenden Wogen des Oceans geliebkost! Hatte er doch in seiner stürmischen Umarmung all' den grünen Pflanzenschmelz, den Mutter Natur auf die Felsen gestreut, abgestreift. Aber sie war auch zu schön, die herrliche Insel! Gleich von da an, bis wohinauf das Wogenspiel drang, Welch' eine Vegetation von Palmen, Mangen, Tamarinden und sonstigen Laubbäumen, Schling- und Schmarogerpflanzen, Bananen, Aloen und Farrenkraut — bis hinauf zu den äußersten Gipfeln. Da war doch kein Plätzchen, kein Abhang leer! Und wo nichts haften konnte, an den senkrechten, glatten Granitwänden, selbst da noch Vegetation, und nicht etwa eine verkümmerte vermückerte, nein, die der mächtigsten, kraft- und saftvollsten Cactusknüppel. Und das nahm kein Ende, wurde immer noch schöner, immer wilder, immer menschenpurloser, je weiter wir die Stadt hinter uns liegen lassend an der Insel entlangtanzten. Ich träumte mich so in diese Bildniß hinein, daß ich, als das Gestade zu einer Bucht landeinwärts zurücksprang und hinten aus der Tiefe der Bucht Rauch aufwirbelte,

in gänzlicher Vergessenheit meiner europäisch civilisirten Umgebung, den Saluhnenführer fragte, ob da etwa Indianer, wilde Caboclos oder so dergleichen hausten. Erst das seltsame Lächeln, mit welchem der Mann sein „qual Caboclos!“ begleitete, brachte mich zur Besinnung, und mit vollkommen europäisch geneigter Aufmerksamkeit hörte ich seiner Auseinandersetzung über die Ursache des Rauches zu, daß der herrühre von einem Kalkofen hinten im Grunde der Bai; da man hier zu Lande keinen Kalkstein habe, so müsse man sich mit Seemuscheln helfen, die nur an den sanft abhängenden Ufern solcher tief versteckten Nebenbainen ausgeworfen würden u. s. w.

Unter diesen Mittheilungen, die auf das interessirte Nachfragen meines Mineiro und Fazendeiro in die Länge und Breite ausgesponnen wurden, waren wir an der Nebenbucht vorüber gekommen und schickten uns an, die Nordostspitze der ilha do Governador zu umfahren und dann den Kurs nordwestlich zu nehmen zur Mündung des Flusses Inhomerim hinüber, der den größten Theil seiner Wasser den Bergen von der Colonie Petropolis verdankt. Wir fuhren wieder dicht an der herrlichen Felseninsel entlang. Wilder noch und üppiger die Vegetation, und bis auf den Spiegel der Bai herab sich senkend, da hier der Wellenschlag des Oceans ein Ende hat. In aller Ruhe konnte hier das Auge an den prachtvollen Orchideen sich weiden, die in den verschiedensten Farben, aber immer in dem eigenthümlichen Farbenschmelz der Kolibri's glühend, aus der Nacht des Dickichts hervorleuchteten. Endlich war die Spitze der Insel erreicht; der Führer mahnte die Neger zur bereiten Hülfe, und im Fluge ging's zwischen dem senkrechten Gekfelsen der ilha und einer kleinen Nebeninsel hindurch, so daß ich kaum Zeit hatte, auf die stattliche Cocuspalmen-Schonung zu achten, die sich auf der Nebeninsel hinter dem Hause des dortigen Plantagenbesizers befand. Schon im Voraus hatte mich der Fazendeiro auf diese Schonung aufmerksam gemacht, und er war jetzt, als wir die enge Straße hindurch waren, nicht wenig erstaunt, daß ich so gar im mindesten nicht davon erbaut war. Als Pflanzler, der nur auf den Nutzen sieht, mochte er Recht haben; aber mich dauerten die herrlichen Urwaldsbäume, die unter den Palmen weggehauen waren. Alle Schönheit war nun dahin. Naakt und fahl und sonnenverbrannt war jetzt der Boden, der sonst vom duffigen Naß des Urwaldes getriest hatte. Aus dem öden trocknen Boden ragten jetzt die Palmen in trauriger Monotonie langstafig

neben einander hervor, während sie sonst, mit ihren Häuptern über dem Wald thronend, als die rechten eigentlichen Königinnen desselben erschienen waren. Der Anblick einer oder einiger einzelner Palmen hat immer, namentlich in Treibhäusern, etwas Einsames, Trostloses, Verlassenes. An den Urwald reisen muß wer ihre Majestät bewundern will.

Weit und frei dehnte sich jetzt, als wir die Straße durchfahren hatten, die Bai vor uns aus, aber nicht so weit als ich erwartet hatte. Von der Stadt aus gesehen erscheint der Wasserspiegel bis unmittelbar zu den Felswänden der Serra ausgedehnt auf eine Weite von 6 bis 9 deutsche Meilen. Drittehalb Meilen erst waren es bis zu dieser Spitze der ilha do Governador, und von hier aus bis zum Ufer drüben konnten wir kaum noch anderthalb Meilen übrig haben, im Ganzen also nur 5 Meilen. Da fiel mir aber ein, daß ja die Erde rund sei, daß daher das flache Ufer, das sich jetzt drüben vor unsern Blicken ausdehnte, von der Stadt aus nicht gesehen werden könne, sondern am Fuß der Serra verfinke. Jetzt aber war es hervorgestiegen, das wunderfame Mangle-Ufer, wie ein schmaler blau-grüner duftiger Streifen, und darüber hervorragend die jetzt doppelt hoch erscheinende Serra mit all' ihren Klüften und Wasserabstürzen. Ich konnte es nicht erwarten, in den Fluß hineinzufahren: die Saluah lief mir immer noch nicht schnell genug. Aber es waren noch anderthalb Meilen zurück zulegen und ich mußte in Geduld mich fassen. Den Blick auf die herrliche Serra geheftet, verkürzte ich mir daher die Zeit durch Plaudereien mit meinen beiden Reisegefährten.

Erst sah ich mir — auf Kosten der Serra — den Mineiro in seiner malerischen Nationaltracht ein wenig näher an. Zwar hatte ich schon oft diese Reifigen aus der Provinz Minas, wenn sie so, weit, weit hergekommen, auf ihren Maulthieren zur Stadt einritten, mit angesehen; aber jetzt Einen in so unmittelbarer Nähe zu haben und noch dazu Einen von so ausgezeichnete Schönheit, das war doch der Mühe werth einmal näher hinzusehen. Der breitkrämpige nachlässig gebogene graue Filzhut, mit allerlei Schnüren und Troddeln versehen, und die rohlledernen weiten faltigen Stiefeln, mit gewaltigen Nadsproren ausgerüstet, erinnerten etwas an unsere weiland deutschen Landsknechte. Besonders malerisch aber nahm sich der Ponscho aus, der hant gestreifte Nationalmantel, dessen weiter faltiger Zipfel von dem nachlässig auf der Bank Ruhenden über die Schulter geschlagen war. Die übrige Kleidung war fein, und reich mit goldenen

Knöpfen verziert, wie ich denn schon aus beiläufig aufgefangenen Aeußerungen, die er an dem Fazendeiro richtete, gemerkt hatte, daß er Diamanten und Goldstaub nach Rio gebracht habe und jetzt zu seiner Maulthiertropa, die im Flußhafenort Porta da Estrella auf ihn warte, mit Manufakturwaaren nach Hause zurück wolle. Malerischer aber noch und poetischer als der Mann selbst und seine Kleidung waren seine Mineiro-Reisebilder, die er jetzt, auch zu mir gewandt, in der originellsten Weise von der Welt auskrante. Da lag der gewaltige San Francisco mit seinen wilden Nebenflüssen, seinen Catarakten und Abgründen vor unsern Blicken da, und die Tropas zogen an ihm tief unten aus der Provinz herauf, um — nach 40tägiger Reise — Rio, die Stadt der europäischen Wunder, zu schauen. Und nun so viele kleine, eben so reizende als originelle, Nebenbilderchen: bald das eines Mineiro-Knaben, der den von der Heimath auf mehrere Monate scheidenden Vater auf seinem Maulthier eine Tagesstrecke weit begleitet; bald das einer Mineiro-Brant, die von ihrem Liebsten Abschied nimmt unter heißen Thränen, weil sie fürchtet, daß er über den Herrlichkeiten der Kaiserstadt ihrer vergessen werde; bald das Bild eines Heiligenfestes am kleinen Heimathsort, wo von weit, weit her die zerstreut wohnenden Pflanzersfamilien zusammen kommen, — und andere Bilderchen mehr, mit deren Aufzählung ich jedoch den Leser zu langweilen fürchte und mich daher lieber zu dem andern Reisegefährten, dem Fazendeiro, wende.

Der hatte seine Pflanzung jenseits Petropolis, weiter hinunter an der Piambuna, und da lag es mir natürlich nahe, zu fragen, was er von der neuen Anlage halte.

Da er mich und meine Beziehungen zur Colonie nicht kannte, so rückte er offen mit seinen Ansichten heraus. Wozu diese Colonie? meinte er. Das sehe er ein und lehre ja auch die Erfahrung, daß nur Deutsche zu Colonisten taugten. Aber wozu überhaupt Colonisten für Brasilien? Entweder kämen sie, um als freie Anbauer vom Boden Besitz zu nehmen, oder um als weiße Sklaven fremdes Eigenthum zu bearbeiten. In jenem Falle wo solle der Grund und Boden herkommen, da von Don Joao Sesto das Territorium der ganzen Provinz bereits an die mit ihm herüber gekommenen Abentheurer — ohne Aussicht auf Urbarmachung — verschleudert sei? Und von diesen oder ihren Familien Stücke in zweiter Hand zu kaufen, dazu fehle es ja den armen Auswanderern an Geld. Denn der Ankauf sei theuer; es sei nicht so wie in Nordamerika. Und gesetzt,

ſie hätten Geldes genug, und kämen zu freiem Grundbeſitz, und bearbeiteten ihn mit ihren und der Ihrigen eignen fleißigen Händen: wie könnten da die Sklaven-Pflanzer bei dem hohen Preis der Negers die Concurrenz mit ihnen aushalten? Wie unmöglich das ſei, das ſehe man ſchon an der 20,000 Seelen ſtarken Colonie San Leopoldo in Rio grande do Sul, für welche ganze Provinz bereits alles Zug- und Reit-Vieh von den Deutſchen in San Leopoldo gezüchtet werde und das baare Geld aus den braſilianiſchen immer mehr in deutſche Hände komme. — Gegen den andern Fall, daß die Deutſchen als weiße Sklaven fremdes Eigenthum bearbeiteten, habe er nichts einzuwenden. Vielmehr wünſche er ſelbſt ſeine Pflanzung mit deutſchen Händen zu betreiben, weil dabei ungleich mehr herauskomme. Aber ſolche weiße Sklaverei könne doch auf die Länge nicht angehen. Wenn die ſchwarze, die man bald für gar kein Geld mehr werde haben können, durch die weiße verdrängt ſei, würden dieſe Deutſchen ſich gar bald als die Herren des Landes geriren, dem Grundbeſitzer eine Conceſſion nach der andern abdringen und die Verhältniſſe zuletzt gänzlich umkehren. Seine Majestät gebe ein ſehr gefährliches Beiſpiel, daß er jetzt ſeinen ſchönen Grundbeſitz von Petropolis mit weißen Sklaven beſetze.

Hier that ich Einſpruch, indem ich bemerkte, daß hier nicht von Sklaven die Rede ſei. Seine Majestät parcellire den Grundbeſitz, gebe jeder Familie unentgeltlich ihr Theil und erhebe erſt nach einer Reihe von Jahren eine ganz unbedeutende Erbpacht.

Da ſah der Mann ironiſch mich an, maas mich ſtolz mit ſeinen Blicken und fuhr fort: „Ja, ja, ich merke, der Herr iſt ſelbſt ein Deutſcher. Reißt der Herr vielleicht nach Petropolis?“

Ich bejahte das.

„Wohl, fuhr er fort, da wird der Herr ſich ſelbſt überzeugen, wie es ſteht. Wo ſollen denn die drittehalb bis drei Tauſend Auswanderer da oben als freie Grundbeſitzer Platz finden? Ein kleines Gärtchen bekommt Jeder, wo er ſich höchſtens ein Paar Schweine satt machen kann, Seinen Lebensunterhalt muß er ſich erſklaven durch Tagelohn, durch Bauen des kaiſerlichen Pallastes und der neuen Bergstraße. Und ſind dieſe Bauten fertig, ſo kommt eine Herrſchaft nach der andern von Rio herauf, kauft 5 bis 10 Gärtchen um einen Spottpreis von den nichts mehr Habenden zuſammen zum Bau von Landhäuſern und jagt die Betrogenen, wenn die Häuſer durch ihr Tagelöhnern fertig ſind, in's Glend. Da ſoll der Herr

dann mal die Noth der armen Bagabondirenden im Lande mit ansehen! Das wird noch ganz anders werden als mit den alten Major Schäfer'schen Soldaten. Denn die trieben und treiben für sich allein umher. Hier aber hat Jeder Weib und Kind mit sich."

Ich wandte ein, daß es wohl so schlimm nicht werden würde. Allerdings sei statt der ursprünglich mit dem Antwerpener Hause bedungenen 800 Colonisten die dreifache Anzahl gekommen, aber das sei eben Schuld jenes Hauses, das sein Mandat überschritten habe.

Da lächelte mein Mann verschmizt und sagte: Das Haus Dellerue habe gethan was es gefollt. Nur zum Schein mache man jetzt einen Proceß gegen dasselbe anhängig.

Ich staunte.

"Ja, ja, fuhr er fort, der Herr ist fremd und ein Deutscher. Hier zu Lande versteht man sich auf derlei Sachen. Seine Majestät weiß davon nichts. Aber die Administrativbeamten, obenan der deutsche Intendant der Colonie, die sind Schuld an dem ganzen Elend."

Auf meine Bemerkung, daß man's dann zu Seiner Majestät Ohren bringen müsse, erwiederte er schließlich, daß auch das nichts helfen werde. Es sei ja jeder Auswanderer seine Passage schuldig: die müsse erst abgearbeitet werden. Und da der Intendant sowohl die Niedrigkeit des Tageslohns als die Höhe der von ihm im Monopol gelieferten Lebensmittel bestimme, so werde er seine Landsleute schon so lange als Sklaven festzuhalten wissen, bis sie das Ihrige gethan hätten und dann reif seien, in's Elend entlassen zu werden.

Wir näherten uns jetzt der Mündung des Inhomirim. Deutlich konnte ich im Hintergrunde über der weiten Moor-Niederung sein steiles Felsenbett erkennen und an der linken Seite die im Bau begriffene Straße sich hinanziehen sehen in's Gebirge. Sehnsüchtiger noch blickte ich hinüber. Denn wenn ich auch Vieles von den Mittheilungen des Fazendeiro für Uebertreibungen seiner materiellen Besorgnisse halten konnte: etwas mußte doch wohl daran sein. Dieses Etwas in seinem Maaß und Grade zu erfahren und dann das Elend, wo nicht abwenden, so doch mindern zu können, das gab meiner Sehnsucht Flügel zu dem näher und näher rückenden Thal hinauf.

Aber o Jammer, je näher wir dem Ufer kamen, desto langsamer segelte die Saluah. Ich schob dies erst auf meine Ungeduld, bald aber sah ich,

daß hinten am Steuer brauner Moorgrund sich aufwühlte. Hier schon war es also, wo die Natur ihre geheimen Vorarbeiten begann zu der vom Ufer aus mit Hülfe des Manglegebüsches vorschreitenden Festlandsbildung, wovon ich in meiner zweiten Mittheilung (Die Bai von Rio u. s. w. Seite 27 bis 46) Meldung that. Die ganze weite Strecke zu beiden Seiten der Faluah bis zum Ufer hin war bis drei Fuß unter der Wasseroberfläche bereits mit jenem fetten vegetabilischen Schlamm angefüllt, in den die Luftwurzeln des Manglestrauches vom Ufer aus sich einsenken zu den neuen Strauchbildungen des wandernden Waldes. Der Anblick dieser geheimnißvollen wunderbaren Naturbildung söhnte mich einigermaßen mit der langsameren Fahrt aus. Auch fesselte mein Auge jetzt ein neuer Gegenstand. Rechts von der Mündung des Flusses erhoben sich mitten aus dem Schlammufer hervor seltsam gestaltete nackte Felsblöcke, denen ich's sofort ansah, daß sie noch vor nicht gar langer Zeit Klippen in freier Bai gewesen waren, von den Wellen glatt und rund gewaschen. Die höchste trug in einer Laterne verschlossen das Leuchtfeuer, den nächtlichen Schiffern ein orientirendes Signal auf der gefährlichen seichten Wasseroberfläche. Auf andern Klippen daneben stand das Wirthshaus des Senhor Viloso, das ich aus der Ferne für ein weißes Segel gehalten hatte. — Plötzlich rückte die Fahrt wieder rascher vor, da wir die Tiefe der Flußausströmung erreicht hatten, und im Fluge waren wir in der Mündung selbst, legten unsre Faluah an's Bollwerk vor dem Wirthshause und stiegen aus auf die Terrasse, um hineinzutreten zum willkommenen Mittagmahl.

Sämmtliche uns vorausgeeilte Faluhen lagen bereits am Bollwerk, und zu ihnen hatten sich noch mehrere von oben herabgekommene Fahrzeuge gesellt, die Fluth abwartend, um dann besser über die seichte Rhyde hinauskommen zu können. Eine ganze Flottille lag hier beisammen. Die Nuder-Meger saßen schmausend in den Fahrzeugen bei ihren Galebassen, aus denen sie die Carne-socca-Stücke unmittelbar mit der Hand herauslangten, nachdem sie dieselben mittelst der Finger mit der Farinha und den schwarzen Bohnen umklebt hatten zu einem Kloß, den sie dann behaglich in den Mund hineinschoben und dabei dem Kaischaffe (junger Rum, aus dem Abfall des Zuckerrohrs destillirt) fleißig zusprachen. Die Führer saßen drinnen im Hause, und schon an's Ufer schallte mir die munterste Unterhaltung bei Gesang und Spiel entgegen. Ich trat mit meinen beiden Reisegefährten in einen großen Saal, durch dessen ringsum geöffnete

Fenster die Seebrise erquickend hindurchstrich, und dessen ziegelsteinerne Fußboden die Kühlung noch vermehrte. An den Wänden standen Tische, mit reinlichen Servietten gedeckt, besetzt mit hellen Karaffen, die mit Port- und Lissabon-Wein angefüllt waren und fortwährend zu Jedermanns beliebigem Gebrauch stehen blieben. Anderweitiges Couvert wurde für jeden Gast, der essen wollte, einzeln aufgelegt. In angelegentlichster Unterhaltung, die mit dem lebhaftesten Hand- und Mienenspiel begleitet wurde, saßen auf Stühlen oder lagen auf Bänken und Matten die Gäste gruppenweis in den malerischsten Stellungen und Drappirungen beisammen. Nur wenn Dieser oder Jener seine Cithre ergriff, stockte die Unterhaltung, und Alles horchte mit Lust den kleinen allerliebsten National-Modinhen. Einzelne schritten auch wohl redend auf und ab, oder gingen ab und zu, nach den Saluhes zu sehen. Es war die bunteste Schiffahrts-Pause, die man sich nur denken kann. Ich zog mich, um das Ganze besser und unbeobachtet übersehen zu können, in eins der offenen Fenster zurück. Da draußen aber! welch' ein Contrast zu dem bunten Treiben im Saal! Die weithin zu den 6000 Fuß hohen Granitwänden der Serra ausgedehnte Waldmoorfläche, von keinem menschlichen Fuß je betreten, und unser Haus voll Lebenswirrwarr mitten darin, ruhend auf Klippen, die noch unlängst das unwirthbare Meer umbraust hatte. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, ob nach außen oder innen, versank aber nach ungewissem Hin- und Herblicken zuletzt doch im Anschauen der schweigenden Wildniß.

Da klopfte mir mein Mineiro auf die Schulter, freundlich zum Essen mich mahnend, da es bald weiter gehe, den Fluß hinauf.

Mit dem Essen sah es nun aber trostlos aus. Denn hier, am Thor zum urwäldlichen Innern von Brasilien, war die europäische Lebensweise der Kaiserstadt zu Ende. Und der Leckerbissen der Schiffer, in Del zu Lederzähigkeit zusammengebratenes trockenes Fischwerk mit steifem Maispamps und Farinha, widerte mich schon beim bloßen Geruch und Anblick an. Eben so hungrig als mißmüthig wollte ich das Fenster verlassen und zur Saluah gehen, da fielen meine Augen draußen am Hause auf einen Berg ganz colossaler Austerschaalen, von der Größe einer tüchtigen Untertasse. Ich hatte bisher nur die kleinen Auster bei der Stadt gekannt, und fragte, auf's angenehmste über diese Matadore an der Flußmündung überrascht, sogleich den eintretenden Wirth, ob er Auster habe? „Auster?“ — sagte der Mann mit fast wegwerfender Miene — Auster die Menge!

Wenn dem Herrn damit gebient ist, dazu kann Rath werden!“ Damit ging er hinaus. Bald hörte ich's gewaltig prasseln in der Küche. Was geht da mit meinen Austern vor? dachte ich. Bald trat der Wirth wieder ein, mit einer Schüssel voll — — — in Del zu Lederzähigkeit zusammengebratener trockener Austern! Ich dankte verbindlichst und bat um andere Austern. Der Mann stand verlegen. Endlich schlug er sich vor die Stirn, rufend: „Ach, der Herr ist ja ein Fremder! Ich hatte vergessen, daß die fremden Herren Liebhaber sind von“ — — — porcaria wollte er sagen nach Landesfittte, der alles roh genossene eine Schweinerei ist; da war er aber schon wieder zur Thür hinaus und brachte eine mächtige Bandeja (Präsentierteller) voll der herrlichsten rohen Austern, die mir zu Portwein und Koska (hart ausgebackenes kringelartiges Brod) trefflich schmeckten.

Jeder nach seiner Weise gestärkt, brachen wir auf. Die Fahrt ging jetzt den stillen Fluß hinauf, durch die schweigenden Gotteswunder des eigenthümlichsten animalischen und vegetabilischen Wildniß-Lebens hindurch. Von diesen schweigenden und doch so lebendig zeugenden Gotteswundern habe ich bereits in meiner zweiten Mittheilung Meldung gethan (Die Bai von Rio u. s. w. Seite 27 bis 46). Ich kann daher ohne Weiteres den Leser zur Theilnahme an dem jetzt bei der Landung oben am Fluß sich zeigenden Schicksal unsrer ausgewanderten Landsleute einladen.

Es war bereits dunkel geworden, als wir die Sumpfniederung durchfahren hatten und jetzt das Ufer Consistenz und Höhe gewann. Bis dahin nur ist der Inhomerin schiffbar. Die Waaren müssen hier gelöscht und zu weiterem Landtransport auf Maulthiere geladen werden. Das Hafendertchen, wo diese Umladung geschieht, heißt Porta da Estrella von der nahen sternförmig zerklüfteten Serra da Estrella, die zwischen der Serra da Santa Anna und der Serra dos Orgaos eingekleilt liegt und die Colonie Petropolis auf ihrem Rücken trägt. Vor dem Dertchen breitet sich das Ufer zu einer öden Grasebene aus, in deren Hintergrund eine Ransche steht, ein langes auf Pfählen ruhendes Schirmdach, wie man es neben jeder Landschenke findet, hier für das Aufstapeln der entlöschten Waaren bestimmt. Vor der Ransche sind eine Menge Stangen in die Erde getrieben, an denen die Maulthiere angebunden stehen. Man sieht das Dertchen nicht eher, als bis man nach Durchschiffung der Moor-Ufer um die letzte Manglewaldecke biegt.

Als wir herumbogen, bot sich mir der malerischste Anblick von der Welt dar, der mich um so mehr überraschte, in je lebhafterem Contrast zu unsrer bisherigen Situation er stand. Seit unsrer Abreise vom Senhor Viloso waren wir nämlich in tiefster Stille — die schweigende Wildniß ringsher that es uns an — den Fluß hinaufgefahren, eine Stille, die zuletzt, als meine Begleiter das Desert ihrer Taschenkrebse krachend verzehrt und sich dem compactesten Nachmittagschlaf überlassen hatten, durch nichts unterbrochen wurde als durch das Säuseln des Windes in den Manglebüschen am Ufer. Dazu war nun der Abend niedergesunken, der tröstende Abend, der ja jedem auch nicht gerade auf den stillen Flüssen brasilianischer Niederungen fahrenden Reisigen heimliche Stille in's Herz giebt. Ich hatte sein Kommen kaum bemerkt: war doch schon alles Tages-Leben weit und breit ein fortwährendes Traumleben gewesen! Nur an den phantastisch gestalteten Wasserlilien merkte ich, daß sie schlafen gingen, denn sie falteten andächtig ihre Blätter zusammen und schlossen dann still ihre Häuschen zu. Und hernach, als geheimnißvolles Dunkel über der Wildniß sich breitete, zog droben das Kreuz mit seinen Gottessternen am südlichen Himmel herauf. So bogen wir um die letzte Mangewaldecke.

Da leuchteten plötzlich vor uns auf, an der linken Seite des Flusses, zwei lange Reihen von Wachtfeuern. Die eine, dicht am Ufer entlang sich ziehend, bestand aus niedrigen Holzstößen, um welche sich Gruppen von Negern in den malerischsten Stellungen geschaart hatten: die Einen ihre afrikanischen Nationaltänze versuchend; die Andern lebhaft conversirend; noch Andere beschäftigt, lange Zuckerrohrschachte in der heißen Asche zu rösten; und wieder Andere träge am Boden liegend und in die lodernde Gluth hineinstarrend. Es war eine Scene voll Licht und Leben, wie man sie sonst wohl nur in Afrika's Wildnissen belauschen kann. Und dazu der ganze Wirrwar noch einmal, im Wasser, mit all seinen kotettirenden Lichteffekten, in umgekehrter Stellung sich abspiegelnd! — es war wie ein Zauberbild aus tausend und einer Nacht! — Aber nun der Contrast, den zu diesem afrikanischen Nachtstück die zweite, an der langen Ransche sich hinziehende Reihe der größeren Feuer bildete! Da hockte um die Scheiterhaufen her das gemüthlichste deutsche Leben, wie man es nur in der Heimath sehen konnte: Hier Gruppen von Männern, in rheinischer Bauerntracht, bedächtig sich berathend, in ihrem Munde die in Brasilien

unerhörteste Erscheinung — — eine Tabackspfeife; hier Weiber um einen Holzstoß her, in Kleidern dick und derb genug für ein sibirisches Klima, in ihren Händen das zweite Wunder Brasiliens — — ein Strickstrumpf; hier stämmige Bauerjungen sich tummelnd und jagend und wohl gar über eine Feuerreife hinüberspringend; dort pausbäckige Mädchen, ihre Fibeln am Feuer in der Hand haltend, auf ihren Wangen das dritte Wunder Brasiliens — — die kerngesunde, an der Gluth wahrhaft strahlende Rosenfarbe aus der Heimath. Und überall das blonde Haar, überall der echt germanische Typus. — Man konnte nichts frappanteres sehen als diesen Contrast zwischen den beiderlei Menschen an den zwei Feuerreihen, beiderlei Race dem brasilianischen Boden gleich fremd und doch gleich heimisch auf ihm jetzt etablirt. Dazu denke sich der Leser noch den von der hellsten Feuergluth beschienenen heimathlichen Hausrath unter der Kantsche, auf Kisten, Koffern und Kasten aufgespeichert, und die weiter hin auf die weißen Häuser des Hafenortes fallenden Schlaglichter, und hinter dem Allen hoch und düster auf die Menschenwelt unter ihm herabschauend ein gewaltiger Felsenriese, und das Alles plötzlich — wie mit einem Zauberschlage — mitten in solcher stillen Nacht, auf solchem stillen Fluß, in solcher stillen Sumpfwaldwildniß mir vor die Augen gerückt: begreiflich ist's, wie mir die ersten Minuten lang die Erscheinung unbegreiflich war, und wie ich erst zur vollen Besinnung kam, als wir mit unsrer Faluah bei den Holzstößen der Neger landeten.

Das war die malerische Außenseite der Ausgewanderten, die ich hier traf. Anders, leider ganz anders stand es um ihr inneres Wohl und Weh. Denn kaum war ich ausgestiegen, auf die zweite Feuerreihe zugegangen und von den Landsleuten am ersten Holzstoß erkannt worden, als nicht mehr das fröhliche „der Herr Pfarrer ist da!“ von den Depositen unten bei der Kaiserstadt, sondern ein recht wehmüthiges „ach, Herr Pfarrer, gut, daß Sie endlich kommen!“ mir entgegentönte. Auf meine Frage, was es denn gebe, und warum sie denn hier unter freiem Himmel bivouacirten, erfuhr ich, es sei der Typhus auch in den hiesigen Depositen unter den kleinen Kindern ausgebrochen, und das auf eine so furchtbare Art, daß Alles, was nur noch gesunde Kinder habe, hieher geflüchtet sei. Die Noth in den Depositen sei grenzenlos: Mangel an jeder in der Heimath gewohnten Krankenkost, keine dort gehabte Bequemlichkeit, kein Verständniß mit den Leuten am fremden Ort, kein Rath, keine Hülfe, kein Zu-

spruch: Verzweiflung herrsche überall. Und nun solle es weiter gehen, über die heiße kahle Ebene in's Gebirge hinein: die Tropas der Maulthierzüge seien schon angekommen, morgen früh werde der Zug aufbrechen, den Andern nach, die schon oben seien.

So war denn leider, was ich gefürchtet, gekommen! Hatte doch während der Seereise keine der Mütter für ihren Säugling auch nur die allergewöhnlichste frische Nahrung, keins der zwanzig Schiffe auch nur den allergewöhnlichsten Dorfbader gehabt! Da mußte es wohl so kommen!

Es ließ mich nicht länger bei den Feuern. Ich eilte zur Saluah zurück. Mein erster Gedanke war, sofort zur Stadt zurück zureisen zu meinem Bruder, dessen ärztliche Hülfe in den dortigen Landungsdepositen von so wunderbarem Segen begleitet gewesen war. Dann aber fiel mir ein, daß Der ja an seiner Fremdenstation im Staatshospital gefesselt sei und nicht kommen könne. Eilig ließ ich durch die an den Uferfeuern lagernden Tropa-Meger meine Kiste mit den Heiligengeräthen aus der Saluah in die Ransche unter die Obhut der Auswanderer bringen und mich zu den Depositen am andern Ende des Orts führen.

Welch' ein Anblick! In den elendesten Löchern, gegen welche die Hütte eines mecklenburgischen Tagelöhners noch ein Ballast zu nennen, lagen auf feuchten Lehmdielen, über die nur einige alte von Ungeziefer starrende Matten gebreitet waren, mit den gesunden größeren Kindern zusammengepackt die armen Kleinen, den Leib jammervoll aufgetrieben, die Glieder zu Skelett verfallen, stöhnend, ächzend, von den Müttern angstvoll in ihren schweren Athemzügen belauscht, oder, wo das kleine Leben schon zu Ende ging, unter Hänkeringen laut bejammert. Ach, wie hatte so manche von ihnen, als sie mich, den Eintretenden, erkannte, nur einen Blick stummer Verzweiflung, während andere, noch Rettung hoffend, auf mich zustürzten und mich beschworen um Hülfe, um Beistand! — —

Der Leser erlasse mir die Schilderung der schrecklichen Scene, die ich nun weiter in diesen Depositen verlebte. Zum Maasstabe für die Größe nur dieses einen, dieses Typhus-Elendes genüge die Mittheilung, daß unter der Colonisten-Generation auf Petropolis bei Rio de Janeiro eine fast ganz ausnahmslose Lücke von zwei vollen Jahren ist: am Wege zur Colonie verscharrt oder droben auf dem Kirchhofe begraben liegen fast sämtliche in diesem Zeitraum — vor, während und nach der Auswanderung — gebornen Kinder. Und doch ist das Schicksal der armen Petropolitaneer

in dieser Hinsicht noch als ein glückliches zu preisen gegen dasjenige, von dem die Auswanderer zweier Nachzügler-Schiffe betroffen wurden, die eine brasilianische Excellenz unter eines deutschen Consuls Assistenz, da man mit ihnen für Petropolis nicht zu bleiben wußte, nach ihrer Sumpffieber-Colonie Macahe transportirte, obschon daselbst alle Neger, mit denen man wiederholt den Anbau versucht hatte, gestorben waren. Von diesen armen Verschleppten kehrte nach zehn Monaten ein einziger Mann, der als unger Familienvater von mir gegangen war, als Greis und Wittwer und finderlos zu mir nach Rio zurück.

Um Mitternacht verließ ich die Jammerstätten. Ich konnte vor Erschöpfung nicht mehr auf den Beinen stehen, da ich auch die vorige Nacht, mit Aufgaben für meine zurückbleibende Schuljugend beschäftigt, wenig Ruhe gehabt hatte. Ich hatte gehofft, es unterwegs, auf der Bank der Faluah, nachholen zu können: aber wer kann unter solchen Naturwundern schlafen, wenn's nicht ein der Herrlichkeit gewohnter Mineiro oder Fazendeiro ist?

Aber ich sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Ich sollte zum Beschluß des Tages erst auch noch Polizeidienste verrichten. Im Wirthshause angekommen traf ich auf der großen Diele noch einen ganzen Tisch voll munterer Gäste. Junge Bursche vom Rhein saßen hier beim portugiesischen Wein beisammen und schenkten ihre ungetheilte Aufmerksamkeit gewissen Volksrednern von den Straßen Rio's, um die sich dort, wenn sie, vom Rausch erhitzt, zu haranguiren anfangen, sofort eine Suite von neckenden Negerjungen zu versammeln pflegte. Die elenden Ueberreste der Major Schäfer'schen Legion, zum Theil aus der mecklenburgischen Zuchthausfestung Dömitz vor 25 Jahren herübergebracht, sie, die sich sofort an jeden neu angekommenen deutschen Handwerksgefelln, auf sein künftiges Fortüne spekulirend, wie böse Dämonen machten, ihn einweihend in die mysteres von Rio, sie, die von der Regierung durch ausgestellte Polizei-Wachen vom Eindringen in die Landungsdepositen hatten abgehalten werden müssen, sie hatten jetzt den Weg nach Porto da Estrella gefunden und waren eben im vollen Gange, den rheinischen Burschen ihre schwarzen Künste mitzutheilen. Ich erkannte sie beim Eintreten auf der Stelle, sie aber, vom Wein erhitzt, mich nicht, der ich mich sofort in einen Winkel drückte, zu hören, wie weit sie in ihrer Unverschämtheit zu gehen wagten. Aber der Verdächtigungen und Lästereien gegen Gott und Obrigkeit, der Diebs- und

Bagabonden-Kniffe waren bald so viele, daß ich mich nicht halten konnte, sondern entrüstet an den Tisch trat, die Bursche vor den Gefellen zu warnen und dem lästerlichen Treiben ein Ende zu machen. Aber noch ehe ich das Wort gewinnen konnte, rief der eine der Bagabonden, ein Lübecker, seinem Nachbarn, einem Dömitzer, halblaut zu; „Du, Du, der Pastor ist da!“ und betroffen, als ob sie ein Gespenst gesehen hätten, standen sie auf und schlichen fort zur mittlernächtlichen Stunde, sämmtliches übrige Gesichtter hintendrein. Nachdem ich darauf die Bursche in's Gebet genommen, ihnen über ihren Leichtsinns gegen meine früher bereits ertheilten Warnungen den Text gelesen, darauf ihnen beschrieben, welch' Geistes Kinder die einzelnen Fortgeschlichenen seien, und schließlich sie nach der nahen Ransche zum Schlafengehen begleitet hatte, kehrte ich zurück und legte nach vollbrachtem Tagewerk auch meinerseits mich zu Bette.

Mit dem ersten Tageslichte drang ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen in mein Ohr. Ich fuhr aus dem besten Schlafe empor und unterschied zwischen den brasilianischen Stimmen schreiender Neger unten auf der Straße die deutschen der Landsleute, die zum Ausbruch trieben. Dazu schallte der Huftritt zahlreicher Maulthiere, das Läuten ihrer Halsglocken, ihr wildes unlustiges Geschrei. Rasch fuhr ich in die Kleider und trat an's Fenster. Da hatte man so eben die Lastthiere eingefangen im nahen Walde, wohin sie nach Landesfittte zur nächtlichen Weide frei gelassen waren, und führte sie jetzt vorbei nach der Ransche zum Bepacken. Eben trat auch der capitao der Tropeiros, der Oberaufseher des ganzen reisigen Zuges, zu mir in's Zimmer und meldete mir meine gleichfalls von Petropolis gekommenen Reitthiere an. Ich ging mit ihm zur Ransche, wo Alles bereits in buntester Thätigkeit war. Alles, Schwarze, Weiße, Weiber, Kinder, legte Hand an. Bald aber stellte sich heraus, daß die gewaltigen Koffer und Kisten für eine Seite der Maulthiere zu schwer und alle Versuche, sie oben auf den Rücken zu befestigen, vergebens seien. So blieb nichts übrig, als sie zurückzulassen. Da erhob sich nun ein Weinen und Klagen der Weiber, die in die Koffer und Kisten hinein die besten Trümmer ihrer armen deutschen Habe gepackt hatten. Sie waren nicht davon zu trennen, wollten nun lieber gar nicht hinauf zur Colonie, jammerten nach der schönöde verlassenen Heimath und begehrten dorthin zurück. Erst die detaillirteste Darstellung von meiner Seite, wie ja die meiste der darin befindlichen Habe hier zu Lande gar nicht zu gebrauchen sei, beruhigte

ſie in etwas und änderte ihren Entſchluß. Dazu eröffnete ich ihnen die Ausſicht, daß die Sachen ſpäter nachkommen würden, — was denn hernach auch die Regierung mit Aufwand ganz außerordentlicher und äußerst koſtbarer Transportmittel bewerkſtelligte.

Mit Hülfe der zahlreichen Tropa-Meger waren die Maulthierzüge bald bepackt und ſetzten ſich langſam in Bewegung. Darauf kamen die ſchweren Ochſenkarren herbei, die kleineren Kinder bis zum Fuß der Serra zu fahren; und der ganze Zug brach auf: die Männer mit den größeren Kindern neben den Laſthieren voran, die Weiber langſamer neben den Karren, die doch ihre liebſte Habe bargen, hinterdrein. Ich blieb mit meinen Reitthieren allein zurück, beſahl dem ſchwarzen Bedienten zu warten und eilte, Abſchied zu nehmen, zu den Depositen der Kranken.

Da war mit dem neuen Tage auch das Glend neu erwacht. Manch' zartes Kindlein ſah das Tageslicht gar nicht mehr. Der Herr des ewigen unveränderlichen Lichtes hatte es in der Nacht zu ſich genommen. Ihnen war wohl. Aber die zurückgebliebenen Mütter waren in Verzweiflung. Welch' Labſal aber Er, der am Kreuz ſeine Mutter tröſtete, auch für den tieſten Erdenſchmerz noch, den Schmerz einer Mutter über ihr todtes Kind, in ſeinem Wort habe, das habe ich nie in ſo heilſamer Wirkung erfahren, wie an jenem Schreckensmorgen in den Depositen von Porto da Estrella.

Und auch andern Troſt führte er herbei. Von Rio kamen mit der Nachtfahrt einige Glieder meiner dortigen Gemeinde, um auch einmal die Colonie ſich anzusehen. Ein wackerer junger Mann unter ihnen, ein Schweizer, der — ſchon längere Zeit in Rio anſäßig — der Landeſſprache vollkommen mächtig war, ließ ſich durch das Glend der am Wege Liegenden bewegen, gleich dem barmherzigen Samariter ſeine Reiſe aufzuſchieben und den armen Landſleuten als Dolmetscher zu dienen, bis ich anderweitige Hülfe von oben herbeigeſchafft haben würde.

So konnte ich denn leichteren Herzens zu meinen Thieren nach der Ransche zurückkehren und an meine eigene Weiterreiſe denken, die um ſo weniger Aufſchub geſtattete, als mir von den Vorſtehern meiner Stadt-Gemeinde nur die kurze Friſt einiger Wochentage zu meinem Biſariat geſetzt war und ich vom Ober-Tropetro erfahren hatte, daß auch in den Depositen der Mandioca, unten am Fuß der Serra, der Typhus ausgebrochen ſei, wo alſo ein neuer Aufenthalt nöthig wurde.

Da stellte sich nun aber, als ich zu den Reitthieren gekommen, ein Reifehinderniß ganz eigner Art ein. Wohl gefattelt und gezäumt stand mein Maulesel an einer Stange vor der Mansche angebunden, und nichts ließ dem Gedanken Raum, daß es mit dem Reiten nicht gehen werde. Zwar hatte ich seit meinen Knabenjahren kein Pferd bestiegen, nicht als ehrsamere Lübecker Gymnaſtaſt, noch als ökonomischer Jenaischer und Berliner Student, noch als conventioneller Stadt-Candidat, — aber ein Esel, ein so durchweg theologisches Thier, das von jedem Kinde hier zu Lande so fügsam sich reiten ließ, — wie gesagt, kein Gedanke kam in meine Seele, daß es mit dem nicht gehen sollte. Müſtig schritt ich daher zur Stange hinan, hurtig band der Schwarze das Thier los, und behende schwang ich mich, richtig naturalisirend, in den Sattel, und nun — — — ging's fort? freilich! aber nur ein paar Schritte. Da kehrte mein Grauthier trotz all meiner Einsprache wieder um und stellte sich wieder an die Stange, den Kopf ganz so demüthig niedergesenkt, als ob es noch daran festgebunden wäre. Ich erschrak. Mehr aber noch der Schwarze, dem so etwas in seinem Leben noch nicht vorgekommen sein mochte. War er doch, als er in der gütigen Voraussehung, daß ich mit Blitzeschnelle vorausseilen würde, seinem Thier mir nach die Sporen eingefest und nun sich so gegen alle Subordination an mir vorüberausen gesehen hatte, vor respektvollem Schreck umlenkend beinahe herunter gestürzt! Gegenseitige Verlegenheit nun! meinerseits, weil ich wohl fühlte, woran es lag, seinerseits, weil er dasselbe fühlte, sich's aber nach der zwischen Weißen und Schwarzen bestehenden Etikette nicht merken lassen durfte. In solcher seiner Verlegenheit schwang er sich zur Erde nieder, trat, seine erkenntnißreiche Verschämtheit bergend, auf mein Thier zu, suchte daran herum, ob etwas zerrissen oder nicht recht geschwallt sei, bejammerte, daß ich keine Sporen habe (worüber ich herzlich froh war), wollte die seinigen abschmalzen, kurz, that Alles, was seine und meine Verlegenheit mit dem Mantel der Liebe bedecken sollte. Da machte ich aber dem beiderseitig nicht wohl länger zu ertragenden Zustande durch die offene Erklärung ein Ende, ich wolle auf's Reiten ganz verzichten und die Tour zu Fuß machen. Diesen Entschluß führte ich auch aus, obgleich die kühle Jahreszeit bereits zu Ende ging, auch die Sonne schon hoch am Himmel heraufgestiegen war und die Hitze schon ganz lustig über der zu durchwandernden Ebene zu flimmern begann. Hätte ich's nur noch einmal versucht, es wäre gewiß

gegangen. Auf den späteren Amts-Reisen ging's ganz vortrefflich, und ich habe jedesmal die Ebene trotz dem besten Cavalleristen durchsprengt, meistens sogar meine Predigt für die Colonie dabei memorirend. — Zu Fuß also ging's jetzt in die weite Ebene hinaus.

Als ich in's Freie hinausschritt, fühlte ich zuerst gar nicht die Gluth des Tropenhimmels. Die Freude ließ mich nicht dazu kommen. War es doch das erste Mal, daß ich in's Innere von Brasilien eintrat! Zwar lagen die Schauer der Urwaldseinsamkeit noch in weiter Ferne an den Gebirgswänden vor mir ausgebreitet, aber schon diese absolute Stille die mich sofort beim Hinaustreten in die Ebene umfing, hatte für mich etwas ungemein Schauerliches. Das tiefe allgemeine Schweigen der Natur draußen auf der Flußfahrt setzte auch hier sich fort. Nur kam noch hinzu, daß ich jetzt allein die noch fast ganz unberührte Urschöpfung Gottes, die reichste wohl und colossalste auf Erden, betrat. Ich wandelte wie träumend in einer großen Traumwelt einher. Erst nach einer guten halben Stunde solches Traumwandels vermischte ich die Seebrise, die doch zu dieser Tageszeit in der draußen am Ocean zurückgelassenen Kaiserstadt schon Alles mit ihrer Kühlung erquicken mußte. Rascher eilte ich vorwärts. Die steigende Gluth, obschon sie in wunderbarer Reinheit durch den tiefblauen Aether sich ergoß, trieb mich zu rascherem Gehen, und ich eilte dem Mittagsziele zu, um von dort dann gestärkt die schattende Serra hinanzusteigen.

Da kündete mir plötzlich das durchdringende Gekreisch eines Ochsenkarrens die Nähe der vorausgezogenen Auswanderer an. Es ist dieses Gekreisch der einzige Laut, den man auf den brasilianischen Pflanzungen hört. In den Wäldern, da, wohin kein menschlicher Fuß dringt, mag des Geschreis von Faulthier, Affen und Papagaien genug sein. Es verstummt aber in scheuer Flucht sich zurückziehend überall wo Menschen sich niederlassen, und statt des wilden Naturgeschreis läßt sich dann das dieser unglücklichen Ochsenkarren hören. Hervorgebracht wird es durch die colossale Rad-Achse, die sich in einer Kurbe des Karrens dreht. Das Gequitsch, das in allen möglichen Dissonanzen auf und absteigend das Ohr zerreißt, könnte durch ein wenig Wagenschmiere vermieden werden. Aber der Neger behauptet, wenn der Dohs dies Geschrei nicht mehr hinter sich habe, werde er sofort zu schieben aufhören. Er weiß dies aus eigener Erfahrung, denn er selbst ist nicht im Stande, eine Last vorwärts zu bringen, ohne sich

dabei die tollste Musik mit dem singenden Geheul seines Mundes und dem monotonen Gerassel seiner Handklapper vorzumachen. Er ist es nicht im Stande, denn als die Neglerung einst solchem sinnverwirrenden Skandal der Kaffeeneger im merkantillischen Quartier der Hauptstadt durch einen Nachtspruch ein Ende gemacht hatte, hörten sie sofort auf, mit ihren Säcken auf dem Kopf die Straßen zu durchrennen: auf Requisition der Kaufleute mußte das Verbot zurückgenommen werden. Der Neger kennt sich selbst und seine animalische Stellung zu gut, als daß er diese seine musikalische Nothwendigkeit nicht auch auf den Ochsen übertragen sollte, und gravitatisch schreitet er neben dem Karren einher, den orientalischen Ochsenstecken nachlässig über die Schulter gelehnt, denn er weiß, daß die unwiderstehliche Macht der Tonkunst ihn der Mühe überhebt, von dem Stachel des Steckens gegen sein liebes Mitvieh Gebrauch zu machen. Ich sage „Mitvieh“ im Sinne der Neger. Wie überzeugt aber diese Armen von ihrer vermeintlichen animalischen Stellung sind, davon habe ich oft eben so komische als erbarmende Beweise erfahren. Als einst das Maulthier meines abgestiegenen Bruders, der eine ärztliche Visite in meinem Hause abstattete, nicht durch den Pforten zum Garten hineinwollte, da stellte sich nach langem vergeblichem Zerrn mein alter schwarzer Koch vor dasselbe hin, und von dem in ganz Rio bekannten Herrn des Maulthiers die Intelligenz auf sein Vieh übertragend sagte er zu ihm in aufgebrachttem Ton: „Hör', Vieh, mehr Verstand als ich magst Du haben! Aber mehr Kraft hab' ich doch noch!“ Und damit schlug er freimüthig auf den Esel los und brachte ihn richtig zum Garten herein. Ich erzählte hernach diese tragikomische Geschichte einem befreundeten brasilianischen Staatsmann. Der aber wurde nachdenkend. Und als ich ihn nach der Ursache seines Bedenkens über eine so harmlose Geschichte fragte, gab er mir seltsam lächelnd zur Antwort: „Gesezt, es substituirten einmal unsre Schwarzen uns selbst unseren Eseln: was sollte denn wohl aus Brasiliens Zukunft werden?“ — Ein andermal sah ich zwei Neger verwundert vor einer ausländischen großen Affenart stehen. „Hör', sagte der eine zum andern, siehst Du nicht gerade so aus, wie einer von unsern Leuten?“ „Freilich, erwiederte nachdenkend der andere, aber er ist nur klüger. Er spricht nicht. Denn er weiß, daß wenn er's thäte, man ihn eben so wie uns zu allerlei Arbeit anstellen würde.“ —

Bald hatte ich den Ochsenkarren erreicht. Es mußte ein später Nachzügler sein, denn weit und breit war nichts von den andern vorausgezogenen Auswanderern zu hören noch zu sehen. Die Kinder auf dem Wagen riefen mir schon von weitem ihren „guten Tag, Herr Pfarrer!“ entgegen, während die nebenher schreitenden Mütter stehen blieben und mich erwarteten. Solche Anhänglichkeit war ich, der einzige mit dem Lande bekannte Landsmann, der sich ihrer annahm, schon von der Stadt her gewohnt. Aber diese eigenthümlich alterirte Freude der Kinder, die, als ich heransschritt, dem Gefühl einer Befreiung aus nicht geringer Angst gleichkam, hatte mir doch etwas Befremdendes. Bald löste sich das Räthsel. Der schwarze Ochsentreiber, mit dem die Kinder in der Heimath oft unter der vaterländischen Gestalt eines Schloßfegers mochten hange gemacht worden sein, er, in dessen Gewalt sie jetzt dahin gegeben worden waren und der sie immer näher an die starrenden Felswände mit den graußigen Wäldern hinführte, er war es, auf dessen dunkler Folie ich jetzt den dummen Dingen wie ein rettender Engel erschien. Das merkte ich sofort an den scheuen Blicken, die sie, die freundlichen Kindergesichter mir zugewendet, dem Neger vom Wagen herunter zuwarfen. Ich beruhigte sie, sprach mit dem „Pai“ („Vater“, welche Anrede die Neger, cordial zu werden, gewohnt sind) einige freundliche Worte, die er unter freundlichem Zähnefleischen erwiderte, und gewann sogar auf meine Bemerkung, daß der Wagen langsam zurückbleibe, das über ihn, daß er seinem Herzen Gewalt anthat, seinen Ochsenstücken gebrauchte und nun die Reise rascher und lustiger vor sich ging. Zuletzt stimmte das Völkchen oben auf dem Wagen sogar allerliebste deutsche Ammenliederchen an, die mich, wie sie so zum ersten Mal in dieser fremden Wildniß erklangen, gar weich und wehmüthig stimmten.

Da aber that sich das weite Felsenthal des Inhomerim auf. Erst links und dann auch rechts vom Wege paradirten die äußersten Riesenvorsprünge der beiden von dem Hochplateau Brasiliens thalab springenden Felsen-Serren, die silbergrau leuchtenden granitenen Klippenhäupter hoch und steil aus den dunklen Waldwänden in den tiefblauen Aether emporstreckend. Augenblicklich verstummte der Weiber Geplauder, schwieg der Gesang der Kinder, war kein wehmüthiger Gedanke mehr in meinem Herzen. Uns allen, jung wie alt, imponirte so recht eigentlich der prächtige mächtige Herrgott mit diesen seinen wunderbaren unverwandten Fingerzeigen nach oben, und selbst der alte Pai schaute hinauf zu den leuchtenden

Kuppeln. Die Kinder, fest hinaufgebannt mit ihren Blicken, lächelten in stummer Verlegenheit, und dem Munde der rheinländischen Weiber entfuhr ein „Grausam schöne!“ nach dem andern. So gelangten wir vor die große Venda am Eingange des Thals, wo ich Mittag halten wollte. Der Wagen aber fuhr weiter in die Thal-Ebene hinein, in deren Hintergrunde am Fuß der Felswand die Gebäude der Mandioffa hervorrage, wo das bereite Mittagmahl auf Mutter und Kind wartete.

Ich muß den Leser bitten, auch hier wieder, bei dieser Venda am Eingange des Inhomerinthales, einige Zeit zu verweilen. Denn das Huhn, das zum Mittagessen dienen soll, muß erst geschlachtet werden, und anders giebt es nichts hier im Innern, wohin draußen von der Bai auch der letzte Trost eines europäisch civilisirten Magens, der Trost der Austern, nicht mehr zu dringen vermag. Eine Speise-Charte wie in Deutschland hat der Venden-Wirth nicht aufzulegen: er kennt nur die Charte seiner freien Staatsverfassung.

Unterweilen erlaube ich mir, den Leser mit dem eigenthümlichen Establishment einer solchen brasilianischen Binnenlands-Venda näher bekannt zu machen.

Schon die Venden der doch noch mehr oder weniger europäisch civilisirten Küstenstädte haben einen höchst eigenthümlichen Charakter, der in der allgemeinen Bezeichnung „Venda“ d. i. „Verkauf“ auf's passendste ausgedrückt ist. Dieser eigenthümliche Charakter beruht auf der Eigenthümlichkeit tropischer Hauswirthschaft. Man wirthschaftet drüben so recht eigentlich in den Tag hinein. Mit nordischer Bedachttheit Vorräthe einzulegen, daran denkt man dort nicht, kann man nicht denken, denn bei dem feuchtwarmen Klima würden alle Vorräthe, kaum eingelegt, verderben. Da geben sich nun die Venden zu gemeinsamen Kellern und Speisekammern her, aus denen die umwohnende Nachbarschaft die kaum eingelegten Vorräthe frisch herauskauft. Alles was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört, ist dort zu haben. Sie sind Höferei, Kraamladen, Fettwaarenhandlung, Wein- und Schnaps-Schanke, Gemüse-Verkauf, Alles in Allem und für Alle. In welcher starken Anzahl sie daher in den belebten Küstenstädten vorhanden sind, ist leicht zu ermessen: auf 20 bis 25 Häuser mag immer eine Venda kommen. Und trotz ihrer Anzahl hat jede einzelne Bestand. Der Vendeiro kauft im Großen ein und verkauft als Detaillist mit einem Gewinn von hundert bis dreihundert Prozent. Dieser Gewinn

zieht dann aber auch immer neue Schaaren von „Galégos“ (portugiesischen Straßenjungen) über's Meer hinüber, und die Carrière des künftigen Millionärs beginnt mit dem Stadium eines Venden-Jungen, der, durch die Kenntniß der Landessprache vor allen andern Glückskrittern bevorzugt, hinter seinem Ladentische die Regier der benachbarten Häuser in dieser ihrer Kneip-Börse auf's compacteste mit Schnaps und Späßen regalirt, damit sie bei ihm und nirgend anders ihre Einkäufe machen.

Mannichfaltiger aber noch an Vorrath und Verkehr sind die Binnenlands-Venden. Sie liegen an den Landstraßen (wenn man Menschenspur verrathende freie Strecken durch Wald und Wildniß so nennen kann) und zwar meistens unfern von Ansiedelungen. Und da liefern sie denn außer jenen Stadt-Artikeln noch Alles, was irgend wie als Hülfsmittel zu menschlicher Umschaffung der Urschöpfung und als erste Einrichtung eines menschlichen Aufenthaltes dienen kann: Eisenwaaren aller Art, Glas- und Thonwaaren, Matten und Matragen, Besen und Bürsten, Sacken und Pantalons, Maulthier- und Ochsen-Geschirr, kurz ein Faktotum menschlichen Bedarfses auf erster Entwicklungs-Station. Und dies Faktotum ist durcheinander gesteckt und gespeichert in dem weiten Raum einer rohen Scheundiele, die von niedrigen lückerhaften Lehmwänden umgeben und mit einem löcherigen Dache überbaut ist. Die Fronte beschattet eine rohe geräumige Veranda, und drüben, auf der anderen Seite der Landstraße, breitet die mächtige Ransche sich aus, deren Beschaffenheit und Zweck dem Leser bereits bekannt ist. Sie ist bei einer Binnenlands-Venda doppelt nothwendig, denn diese hat zu allem Andern auch noch die Verbindlichkeit, einen Gasthof abzugeben für die hin und her reisenden Maulthierzüge und für Alles, was drauf sitzt und neben her läuft. Au Gastzimmer ist natürlich nicht zu denken: die Waaren-Scheundiele ist in der That der einzige Raum der Behausung. Man bettet sich, nachdem das Zug- und Last-Vieh in den Wald getrieben ist, unter die Ransche. „Man bettet sich,“ welch' irthümliche Vorstellung europäischer Verweichlichung! Das Kopfkissen ist der Thiersattel, das Unterbett eine Matte und das Oberbett der erquickende Luftzug, der unter dem wandlosen Dach frei und ungehindert hindurchstreicht.

Daß es bei solcher Lage und Beschaffenheit den Binnenlands-Venden nicht an lebensvollen Bildern und Scenen fehlt, läßt sich denken. Wie oft habe ich's einem jungen deutschen Maler-Blut so recht von Herzen gegönnt, an meiner Stelle zu sein, wenn ich an der breiten Landstraße

straße zwischen Mansche und Venda stand und nun ein reisiger Maulthierzug unter lustigem Glockengeläute ankam, besetzt mit einer Pflanzersfamilie; vorauf reitend die schwarzen Diener, dann in einer Portchaise von Maulthieren getragen die Herrin in nachlässig ruhender Stellung, nebenher der stattliche Pflanze selbst in dem leichten malerischen Reisekostüm, dann die reichliche Töchterchaar in ländlich improvisirtem aber immer geschmackvollem Reithabit, und den Zug beschließend einige bunt mit Reisegepäck beladene Saumthiere, von nebenher schreitenden Negern in Ordnung gehalten. Und dann das rege Leben vor der Veranda, wenn nun die Reisigen von den Thieren gestiegen sind und Jeder nach Schatten und Ruhe sich umthut, die Schwarzen geschäftig durchhin eilend und mit lebhaftem Ruf einander bedeutend und anweisend. — Am phantastischsten aber sind die Neger-Scenen bei einer solchen Venda, und ich gönne es jedem Leser, einmal einem Tanze der harmlosen Creaturen unter der Veranda mit anzusehen. Jeden Augenblick ist der Ball arrangirt, denn an vorüberziehenden Packnegern von den zerstreuten Pflanzungen fehlt es nie, und nicht leicht widersteht einer der Lust, Halt zu machen, seinen schweren Korb vom Kopf auf das Gebälk der Veranda zu stellen und sich dem Reigen unter dem schattenden Dache anzuschließen. Ein Kreis von Negern dreht wirbelnd sich um einen in der Mitte bald auf dem Kopf, bald auf den Füßen stehenden Leidens-, jetzt Freudens-Gefährten herum. Alles singt in tollen Weisen und schnalzt und klappt dazu mit Fingern und Händen. Der Lustigmacher in der Mitte ist, wenn er auf den Kopf steht, unerschöpflich an immer neuen Fuß-Entrechats und, wenn er die Füße unten hat, an immer neuen Grimassen, Kopfbewegungen und Armschwenkungen, bis er plötzlich auf Einen der Herumwirbelnden losstürzt und ihn statt seiner in den Kreis hineinpackt. Schnell geht nun das Kaischasse-Glas umher, rasch, aber mit sichtlichem Wohlbehagen, wird ein Zug gethan, und der Tanz beginnt von neuem. Da kommt eine alte, steinalte Negerin die Straße heraufgegangen, schneeweiß das wollige Haar auf dem schwarzen Scheitel, sie leucht unter der Last ihres Korbes einher, die wellen-Lippen vermögen kaum noch den rauchenden Kaschimba-Stummel zu halten, und mühsam hilft sie mit dem langen Stabe sich vorwärts. Jetzt naht sie sich der Veranda. Stolz schreitet sie daran hin und blickt mit edler Verachtung auf das tobende junge Volk. Siegreich ist sie vorüber. Aber nein! mit freundlichem Grinsen blickt sie zurück, die Augen

blitzen verlangend aus den tiefen Höhlen hervor, und schon ist die Alte umgekehrt, hat den Korb auf's Gebälk gesetzt, den Stock daran gelehnt, und steht nun freudestrahlend unter der Veranda und sieht, unwillkürlich mit Kopf und Fuß den Takt begleitend, mit verschränkten Armen dem tobenden jungen Volk zu. Das aber fühlt sich endlich an seine harte Pflicht gemahnt, fährt auseinander und zieht ab, der eine links, der andre rechts in die Wildniß querselbein, der eine straßauf, der andre straßab. Auf Jeden wartet unausbleibliche harte Züchtigung über das lange Ausbleiben; aber der Freuden-Moment war zu schön, und zu frisch und lieblich ist noch der Nachgenuß der Erinnerung, als daß nicht Jeder daintanzend noch seine Modinha singen und sie mit lebhaften Gesten begleiten sollte.

Doch das Huhn ist gar und eben so schnell gegessen als langsam zubereitet. So kann denn die Reise hineingehen in die weite Thalmündung des Inhomerin, in den mächtigen Thal-Kessel der Mandiocka hinein.

Schon von Alters her war dieses Thal, durch welches von Rio aus die frequenteste Straße über's Gebirge nach der Provinz Minas führt, mit der Mandiocka-Pflanze angebaut, deren stärkemehlhaltiger Wurzel-Coloß das brasilianische National-Mehl, die bekannte Farinha, liefert. In neuerer Zeit aber, vor etwa 30 Jahren, erschien einem Lübecker Landsmann das herrliche Thal doch zu schade für den Anbau einer bereits im ganzen cultivirten Brasilien gemeinen Pflanze, und er hielt die eigenthümliche Lage und Beschaffenheit des Bodens für ganz besonders geeignet zu dem Anbau einer ungleich gewinnreicheren Pflanze, des edlen Indigostrauches. Er machte einige Versuche im Kleinen, und siehe, sie gelangen über alles Erwarten. Aber zu der Ausführung im Großen, von welcher erst Gewinn, aber dann auch ein ungeheurer, zu erwarten stand, — zu dem Bau der Betriebshäuser, zur Anlegung der Waschgruben und anderer Etablissemments lagen den genialen Explorator dieselben unübersteigliche Hindernisse im Wege, auf die schon bei früheren Entdeckungen, namentlich bei seiner glücklichen Auffindung der reichen Steinkohlenlager in der Provinz St. Paulo, gestoßen war: unermessliche Schlawheit von Seiten der Regierung, und von Seiten der von ihm angegangenen reichen Privatleute das indolenteste Sichgenügenlassen am hergebrachten Gewinn aus der Kaffe-Cultur, dem Sklavenhandel und dem Aufkauf von Goldstaub und

Diamanten aus Minas. Aber der unermüdlige Landsmann verlor nicht den Muth, und endlich gelang es ihm, den von seiner Regierung mit reichen Mitteln ausgestatteten Russischen Gesandten von deutscher Familie für sein Unternehmen zu gewinnen. Bald waren die stattlichen Gebäude der Mandioffa aufgeführt, die Gruben gelegt, und munter begann die Wäsche der in immer größerer Fülle gewonnenen köstlichen Blätter. Da aber, gerade da, als nun der Gewinn aus reichen Canälen zu strömen begann, verging dem goldmächtigen Protektor die Lust, und er zog, Abentheuer ganz anderer Art aufsuchend, unter die Indianer in den Urwäldern. Die Gruben mußten zugeschüttet und die Gebäude an die Regierung verkauft werden, die eine Pulverfabrik daraus machte. Der Landsmann zog, Thränen im Auge, von seiner Schöpfung aus dem herrlichen Thal hinweg an's Meer hinaus, wo ihn sofort neue Pläne beschäftigten, als deren Ausführung bald die große Lagoa-Saline bei Cabo Frio entstand, noch bis jetzt die einzige im ganzen ungeheuren Kaiserreich.

Kurz vor meiner Reise hatte der — leider jetzt verstorbene — Landsmann mir die Geschichte seiner Mandioffa-Freuden und Leiden erzählt, und zu frisch noch war die Erinnerung daran, als daß ich nicht mit patriotischem Selbstgefühl in's Thal hätte hineinschreiten sollen. Aber ach, wie bald ließ mein Patriotismus die Flügel hängen, als ich je weiter je wüster und wilder die chaotischen Reste des Indigogestrüppes vor mir am verwahrlosten Boden wuchern sah. Wie kräftig wäre einem Engländer bei solchem Unternehmen von seiner Regierung unter die Arme gegriffen worden! Warum muß denn der Deutsche unter allen Nationen allein in der Fremde verwaist dastehen wie ein ausgestoßener Bastard! — — — Doch ich hatte nicht Zeit, solchen trüben Reflexionen über die Vergangenheit der Mandioffa nachzuhängen: eine gleich traurige Gegenwart nahm bald all mein Sorgen in Beschlag. Von fern kündete mir eine Reihe von Feuern vor der Front eines der Mandioffa-Gebäude das hiesige Deposikum der auch hier vom Typhus heimgesuchten Landsleute an, und schon wollte ich vom Fußsteige links nach dort hinüber waten durch's dichte Pflanzengestrüpp, als von rechts her, da wo die Hauptstraße das Gebirge aufzusteigen beginnt, das Getöse von deutsch und portugiesisch durcheinander geworrenen streitenden Stimmen sich hören ließ. Sofort änderte ich meinen Kurs und steuerte rasch nach dort hinüber. Ich kam gerade zur rechten Zeit. Eben war der heute Morgen von Porto da

Estrella mit mir aufgebrochene Auswanderer-Zug im Begriff, die Gebirgsreise anzutreten. Da mußten nun die Ochsenkarren zurückbleiben und die Kinder sich von den Negern hinauftragen lassen. Dazu waren sie aber aus Schlotsegerangst in keiner Weise zu bewegen. Ein wahres Zetergeschrei erhob sich, so oft ein Neger unter Verheuerung seiner redlichen Absicht zugreifen und einen der kleinen Bälge mit Gewalt per Huckepack befördern wollte; es sprangen auch wohl die Mütter, die Angst ihrer Kinder theilend, mit ein und schalten die Schwarzen, die natürlich nichts davon verstanden, wohl aber jedesmal vor der weißen Jorupantomine ehrfurchtsvoll zurücksprangen. So traf ich die Scene. Auch mein Zureden war umsonst: auf all mein Demonstrieren erwiederte mir das dumme Böldchen immer: „Ach nein, Herr Pfarrer, das geht nicht, das geht nicht!“ gegen welche kategorische Antwort sich freilich nichts einwenden ließ. Was aber war nun zu thun? Noth macht erfinderisch! Ich kam auf den Einfall, das Böldchen als Waare hinauf transportiren zu lassen, und legte meinen Plan dem Neger-Capitao vor. Der holte sofort die nöthigen Maulthiere herbei, an die Seiten jedes Lastthiers wurden die gewöhnlichen tiefen Packkörbe gehängt, je zwei Kinder in einen hineingestellt, und lustig ging's vorwärts. — Bald war das Glockengeläute der Thiere im Walde verschollen, und ich eilte dem Depositum der Zurückgebliebenen zu.

Da sah es leider eben so traurig aus, wie in den Depositen von Porto da Estrella. Doch war das Gebäude selbst geräumig, trocken und durchaus zu einem Krankenhause in dortigem Klima geeignet. Auch fand ich einen Arzt vor, der seinen Wohnsitz unfern der Mandioffa hatte. Dem konnte ich nun einigermaßen zum Dolmetscher dienen, und beide gingen wir nun mit vereinten Kräften an das Werk, Hülfe und Trost zu spenden für Seel' und Leib der Armen. Erst mit Tages Neige schickten wir uns an, das Depositum zu verlassen. Seine freundliche Einladung, bei ihm zu herbergen, mußte ich ablehnen und die Venda draußen am Thaleingang zum Nachtaufenthalt wählen, weil ich dort, ohne zu stören, vor Tageslicht aufbrechen und die Gebirgsreise antreten konnte.

Welche Veränderung in der Natur, als ich in's Freie hinaus trat! Es war dunkel geworden. Die Hitze des Tages war verköhlt, und thalabwärts vom Gebirgsjoch herunter drang lau und labend der Landwind, geschwängert mit den aromatischen Düften des Urwaldes. Leises Gelispel

spielte im Gesträuch am Boden, von Ferne hallte das Brausen der Wald-cascaden, näher aber und vernehmlicher plätscherte der ruhiger fließende Waldstrom in seinem Granitbett durch's Thal dahin. Sonst tiefe Nachtstille weit und breit, unten im Thal wie droben an den Waldwänden. Und dazu blickten die Myriaden von Himmels-Augen vom südlichen Sternhimmel hernieder und weinten still ihre Thränen herab, die durch's Gesträuch leuchtend herniedertropften und, zu brillantenen Käfern verwandelt, die ganze Ebene des Thals durchleuchteten. Ich wagte anfangs kaum, vorwärts zu schreiten durch's Gesträuch, fürchtend, den Zauber der Nacht zu stören. Aber reger nur wurde das Leuchten, geschwätziger nur das Plätschern, bis ich endlich, die Brücke des Inhomerim überschreitend, auf die Landstraße trat und bald wieder vor der Venda am Eingang des Thales mich befand.

Aber schon jetzt mich nach Ruhe umzusehen, war mir unmöglich. Das Glend der armen Ausgewanderten, mit welchem ich mich schon am frühen Morgen in Porto da Estrella und jetzt wieder bis in die Nacht hinein in der Mandioffa beschäftigt hatte, lastete noch zu drückend auf mir, und die große Misère des deutschen Vaterlandes, das immer neue Schaa-ren seiner Kinder ohne Rath, ohne Hülfe, ohne Beistand über's Meer hinüberängstete, erfüllte mich mit zu bitterer Wehmuth, als daß ich hätte schlafen können. Dazu war draußen die Nacht zu schön und ladete mit ihren Düften und Lüften zu lockend mich ein, Trost und Beruhigung von ihr zu nehmen, als daß ich nicht noch weiter mich in ihr hätte ergehen sollen. Nachdem ich daher mein Nachtessen in der Venda bestellt hatte, schritt ich des Weges weiter, nach Porto da Estrella hinwärts.

Ich mochte etwa ein Viertelstündchen gegangen sein, als mir von fern vier Menschenkinder entgegen kamen, die sich schon von weitem durch ihre rheinländische Unterhaltung als deutsche Landsleute ankündigten. Welch' süßer unerwarteter Himmelsklang im wildfremden Lande, zur einsamen Nachtzeit! Er machte mich zum Kinde und stimmte mich zu so neckischer Freude, daß, als die Leutchen mit einem schon ganz gut erlern-ten „boas noites!“ an mir vorüberzogen, ich mich umwandte und ihnen einen recht kräftigen deutschen „guten Abend!“ nachrief. Erschrocken stan-den sie still, und die beiden Mädchenstimmen riefen den Männergestalten mit freudiger Ueberraschung zu: „Ach, höret, der Herr ist deutsch!“ Na-türlich kehrte ich mit ihnen um und ließ mir erzählen, woher? und wohin?

Es waren zwei Brautpaare aus Niederingelheim. Lange schon hatten sie in der Heimath sich gekannt und lieb gehabt, aber Armuth und Erwerbslosigkeit, dazu drückende Heiraths-Erschwerungen der Staatsgesetzgebung hatten ihnen die Errichtung eines eigenen Heerdes unmöglich gemacht. Da war denn die Aufforderung zum Auswandern auch in ihren Ort gedrungen, und auch sie hatten, mit allen Ihrigen, sich aufgemacht. Dieser Entschluß, versicherten sie mir, hätte sie bis jetzt auch noch nicht gereut: es gefalle ihnen ganz gut in Brasilien. Ihre Station sei bisher in der Mandioffa gewesen, und eigentlich hätten sie schon heute Mittag mit auf's Gebirge hinaufgesollt; aber da wären sie erst noch einmal nach Porto da Estrella gewandert, zu sehen, was ihre dort zurückgebliebene Freundschaft mache. Morgen früh aber wollten auch sie hinauf, denn der Herr Pfarrer aus Rio sei eben oben, und da wollten auch sie sich trauen lassen. Ihre Papiere wären in bester Ordnung und ihre nächsten Angehörigen zögen mit ihnen zur Feier des Freudentages hinauf.

Nach diesen treuherzigen Mittheilungen der beiden Paare an den unverhofft aufgefundenen Landsmann ließen sie auf dessen Anfragen weiter sich aus, wie sie sich nun hier im neuen Lande einzurichten gedachten. Das war ganz lieb und traulich anzuhören, auch gab sich bei allem jugendlichen Leichtnehmen doch auch ein recht eingestrichenes Gottvertrauen kund, wie solches nun einmal dem deutschen Volke unentreißbar zu sein scheint, und die rührendste Dankbarkeit gegen den Herrn über Land und Meer, der sie glücklich herüber geführt und ihr armes Geschick aus der Heimath so glücklich gewendet habe. Ueber manche der Luftschlöffer mußte ich freilich auch lächeln, denn sie waren so ganz aus nordischem Material aufgeführt, und ich bekam immer auf's neue Veranlassung, den luftbauenden Pärchen die Unmöglichkeit oder Zwecklosigkeit der Ausführung anschaulich zu machen, und ihnen Fingerzeige zu geben, wie Dies und Jenes ganz anders als in der Heimath, viel leichter, viel mühsamer und kostenloser, einzurichten sei, welche kleinen Nebenweige des hier ganz anders beschaffenen Landbaus zu beachten und mit Nutzen zu cultiviren seien u. dergl. Sie waren dann immer ganz freudig erstaunt. Am wenigsten wollte es ihnen zu Kopf, daß das Grünen und Blühen und Fruchttragen hier so das ganze Jahr durcheinander fortgehe, und daß man keine Borräthe zu sammeln, auch in der That nicht einzuhetzen brauche, über welchen letztern Vortheil die eine der Bräute laut aufjubelte, dann aber wehmüthig meinte,

das sei in der Heimath das allerschlimmste gewesen, das arge Frieren, und wenn nur Alle in Unteringelheim wüßten, daß das hier vorbei sei, so kämen sie gewiß alle herüber.

Unvermerkt waren wir unter solchen gegenseitigen Mittheilungen an der Benda vorüber in die Nähe der Mandioffa gekommen. Da nahm ich Abschied, kehrte um, verzehrte in der Benda meinen Nacht-Imbiß und legte mich zur Ruhe, heiterer als ich es vor dem Rencontre mit den Brautpaaren gedacht hatte, denn ob ich gleich aus den Mittheilungen der Landsleute recht concrete Anschauungen von der Noth in der Heimath bekommen hatte, so stellte sich mir doch die Auswanderung — bei all' ihrer Verwahrlosthheit — als eine Rettung aus solcher Noth dar, und zudem durfte ich hoffen, morgen auf der Colonie von meinem Amte, das ich bisher nur unter schrecklichem Elende hatte ausüben können, auch einmal auf recht freundliche Veranlassung Gebrauch zu machen. — —

Erweckt wurde ich am nächsten Morgen durch jene kalten Luftschauer, deren ich bereits in meinen zweiten Mittheilungen bei Gelegenheit meiner Angelparthieen draußen auf der Bai von Rio de Janeiro Erwähnung gethan. Auch hier im Binnenlande fand sich jener wunderliche Krieg, der überall auf Erden, im Seelen-Leben wie im Leben der Natur, durchgekämpft sein muß, wenn aus dem Tode das Leben geboren werden soll. Rasch sprang ich auf, und eben begann die kämpfende Natur das erste Morgengrauen zu ahnden. Da schickten die gespenstischen Nachtschauer zu eilender Flucht sich an. Auch ich fühlte mich nicht wenig vor ihrem Frost durchrieselt, aber mein aufmerksamer Bendeiro vertrieb ihn mir mit einer Tasse heißen schwarzen Kaffee's. Hurtig und munter trat ich zur Weiter-Reise hinaus in's Freie, war aber nicht wenig über den aus der ersten Morgen-Ahndung hervordämmernden Anblick um mich her betroffen. Rings um mich her die ganze Welt versunken und verschwunden in fahles unbestimmtes Grau, und ich allein auf einem kleinen übriggebliebenen Erdenrund! Ich glaubte zu träumen, und es war mir, als ob die Wald- und Gebirgs-Urschöpfung, von welcher ich aus Freude über mein nahes erstes Betreten derselben in der That geträumt hatte, den Traum fortsetze zu gigantischem Rückschreiten in's Chaos, dessen grauer Abgrund sich bereits rings um mich her gelagert habe. Da wandte ich in peinlicher Angst vor solcher colossalen Reaction die Blicke aufwärts, und siehe, da war über meinem grauen umlagerten Erden- ein wunderbares Himmels-

Rund aufgethan, umlagert von den phantastisch gestalteten und tieft roth durchglühten Zinken und Zacken eines Wolfengebirges. Doch nein, kein Wolkens-, ein Erden-Gebirge! Denn auf den durchglühten Gipfeln standen smaragdne Miniatur-Palmen und grünten, leise leise nickend, zu mir hernieder. Die Serra-Spitzen waren es, die sich hoch über dem Nebel-Chaos erhoben! Und ihre Rosa-Schimmer waren die ersten Grüße, welche die Sonne ihrem nahen Aufsteigen aus dem Ocean voraussandte. Jetzt fand ich mich wieder. Aber zauberhaft blieb die Augentäuschung der mehrfach vergrößerten Höhe, zu welcher die in Wirklichkeit nur sechstausend Fuß hohen Spitzen aus dem Unterhimmel des grauen Nebels in den Oberhimmel des durchleuchteten Azurs sich erhoben, eine Täuschung, die mich, so oft sie auf späteren Touren sich um mich her begab, jedesmal auf's neue zu sofortigen Himmelsvisionen berückte.

Den Blick unverwandt auf die herrlichen Bergriesen dort oben gerichtet, wanderte ich in's Mandioffa-Thal hinein, das ich, wie magnetisch vom Gebirge angezogen, um so rascher durchschritt, als dort noch Alles in dämmerndes Grau eingehüllt lag. Bald hatte ich die Stelle erreicht, wo sich gestern die widerbellische Kinderscene begab, und vor mir zog sich nun der Weg in's Dickicht hinein. Noch einmal wandte ich mich um, den Blick über die freie Thal-Ebene hinaus. Da hatten sich indessen die Nebel zertheilt: in den abenteuerlichsten Gestalten schwankten sie leicht und stockig umher an der gegenüber stehenden Waldwand, deren noch düstere Laub-Nischen sie begierig hineinzogen, um dann von den Myriaden Blattfehlen dürstend eingeschlürft zu werden. Oben aber, an den über dem Wald hinausragenden Felspitzen, lachte bereits helles Sonnenlicht, und rasch, um den immer tiefer herniedergleitenden heißen Strahlen zu entgegen, trat ich in den Waldweg hinein.

Heimliches Dunkel empfing mich hier: zu beiden Seiten der schmalen Straße dichter undurchdringlicher Wald, dessen Däfte mit immer neuem, anderem Aroma über den Weg hinüberschwebten. Das also war der Urwald. Ich spähte, immer des Weges weiter schreitend und bald links bald rechts waldein blickend, nach den gigantischen Stämmen aus meinen Jugendbüchern, wie sie, von den mörderischen Schlingpflanzen umstrickt, ihr Heldenleben in schnöder Umarmung verhauchen. Aber ich sah nichts dergleichen. Schon wollte ich die Bücher Lügen strafen, da fiel mir ein, daß der Brasilianer in der Bezeichnung seines Waldwuchses genau unterscheide

zwischen Capoeiro und Matto Virgem, mit jenem Namen den Nachwuchs ausgerodeten Urwaldes bezeichnend, mit diesem aber den unangerührten („jungfräulichen“) Urwald selbst. Capoeiro also war es, was ich auf dem sanft ansteigenden Hügelterrain durchwanderte, und bis hieher hatte sich einst die Mandiokka-Cultur zu erstrecken vermocht. Bald aber wurde die Sache anders. In roher colossaler Bauart mit gewaltigen Granitstücken gepflastert, begann die Straße steil an der Felsenwand sich entlang zu winden, und seitab im tiefer versinkenden Thal eine Cascade nach der andern laut zu werden. Zwar auch hier noch an der Straße der Capoeiro, so weit wie einst beim Straßenbau der Wald war aufgeräumt worden, aber manches alte bemooste Haupt ragte doch schon links aus der Tiefe des Thals über ihn empor, und rechts, an der verwitterten Felswand, vegetirte schon mancher ungeheuerlich gestaltete erotische Pflanzen-Kobold. Ich wittere Urwald.

Der Leser lasse sich hineinführen.

Folgen wir dem Zuge der Straße bis dahin, wo sie sich herumwindet um einen Felsenvorsprung, der, wie er rechts von hoch oben zur Straße hernieder springt, so nun auch links von ihr in die Tiefe hinab fählings versinkt. Treten wir an den äußern Rand des Straßen-Bogens hinaus und schauen hinab. Vor Schwindel wie auf der Rosttrappe braucht uns nicht zu bangen, denn die Luft ist, zumal seit der Wald da unten sein Nebel-Frühstück aus ihr verzehrt hat, so klar und rein, daß die Perspektive um's Doppelte und Dreifache abgekürzt wird. Da genießen wir nun eines gar wunderbar herrlichen Anblicks. Selbst Reisende, die die großen Urwälder im tiefsten Innern von Brasilien, wie z. B. die Provinz Matto grosso, durchzogen haben, beneiden uns um ihn, da sie den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, vor lauter Stamm- und Schaft-Werk unten im Walde nicht mit ihren Blicken haben hinaufdringen können an's Tageslicht, wo draußen auf den breiten Kronen der Bäume das Grüne und Blühen in wunderbarer Kraft und Fülle sich begiebt. Auf dieses Wunder Gottes schauen wir nun von oben hinab. Da liegen die Kronen der Erde, die schönsten wohl, die sie aufzuweisen hat, vor unsern Füßen ausgebreitet. Wie weitgewölbte Domsuppeln erheben dicht neben einander die Riesenbäume ihre herrlichen Häupter. Oder sie sind wie leuchtende Inseln angesät über des Meeres Tiefe, die in den dunkeln Zwischenräumen verborgen ruht. Und nun der Kronen diamantene und goldene

Pracht! Da ist die eine Kuppel mit den Blüten funkelnder Himmelssterne, die andere mit des Mondes sanfterem Licht, die andere mit den glitzernden Brillanten des Sonnenglanzes übersät. Wieder andere stolziren in dem verschiedensten Blau, andere in Rosa, andere in Violett. Die häufigsten Kronen aber sind die goldenen, — — die falschen, denn sie gehören nur scheinbar dem Träger an, auf dem sie lasten. In Wahrheit sind es Leidens-Blumen, Passifloren, deren Schlangengewinde von des Bodens Tiefe am herrlichen Stamme sich heraufgearbeitet haben und nun oben über ihm ihres undurchdringlichen Blättergewirres trägerisches Netz mit seinem gelben Blütenmeer ausgespannt halten, während sie unten in tückischer Umarmung ihn langsam aber sicher erwürgen.

Steigen wir, um uns von dem Untergange solcher irdischen Größen zu überzeugen, hinab in den Urwald. Die Natur selbst bahnt uns den Weg, denn da, wo hoch über uns der Felsen-Vorsprung aus der Serra heraustritt, stürzt bei Regenschauern eine wilde Cascade in der tiefen Winkel-Nische verborgen herab, braust über die Straße dahin und tobt in den Urwald hinunter, jedes Hemmniß von Vegetation mit sich fortreisend. Klimmen wir seine jetzt trockene Bahn hinab! Die Arbeit ist mühsam! Aber lauter und lockender laden unten in der Tiefe die Cascaden des Inhomexim uns ein. Welch' herrliche Siegesbahn hat hier unten der kühne Bergstrom sich durch den rechts und links starrenden Wald hindurchgebrochen! Nichts von Kunst und Ueberlegung, nein, in den buntesten Windungen tritt er nach seiner Herrscherlaune einher, bald in gewaltiger Arbeit unter mächtigen Granitblöcken sich Weg schaffend, bald in vornehmer Nichtachtung flüchtig sie überspringend. Da können wir von ihm aus herrlich des Waldes wildes Gewirr betrachten. Denn nicht nur dringt auf seine offene Bahn das volle Tageslicht hernieder und unten seitwärts in die Waldnacht hinein, sondern er hat auch, wenn bei dem Toben der Gewitter der Kamm ihm schwellt, alles nicht zu Baum und Baum-Geschlinge gehörige kleine Vegetations-Zeug weit in den Wald hinein wegrasirt. Da steht nun das Stamm- und Schaft-Werk frei und licht vor unsern Augen, und wir wähen in das furchtbare Chaos einer zusammengescheiterten Kriegsstotte zu schauen, deren aneinander geschobene Masten allerdings größten Theils noch aufrecht stehen, zum Theil aber auch schon kläglich umgesunken sind, zu Brücken oft über dem Bergstrom; und überall hastet noch in wilder Unordnung das Tauwerk der Schlingpflanzen; und um die Illusion

vollständig zu machen, hängen an allen Ast-Rahen, namentlich der umgestürzten Mastbäume, als letzte Fahnenfäden die Orchideen, deren leuchtende Jugend-Blüthen in allen National-Farben signalisiren, daß in Gottes großem Haushalt nichts verloren, aus dem Tode vielmehr neues Leben hervorgehe.

Treten wir etwas hinein in den Wald! Der Bergstrom hat uns Raum geschafft. Unten an den Stämmen — Welch' wunderliches Weiswerk! Fast ganz regelmäßig treten mannhoch vom Boden vier bis sechs schräge, unten zu weitester Basis sich hinausdehnende Strebepfeiler hervor. Nebenbei mögen sie in ihren tiefen winkeligen Zwischenräumen in Verbindung mit den draußen herumstehenden Schlingpflanzen-Pallisaden den Schlangen und sonstigem Gezücht zur Herberge dienen, der eigentliche Zweck aber ist zweifelsohne die Stützung, die sie in diesem Apparat gegen die Macht der Schlingpflanzen suchen. Denn schlagen wir gegen deren Tau-Knäppel einen, wie er so von der Wurzel eines Baumes schräg zur Krone eines andern hinübergespannt liegt, so wird unser Arm von der gewaltigen elastischen Spann-Kraft heftig zurückgeschleudert, und wir begreifen trotz der Strebepfeiler kaum, wie nur noch der größte Theil der Bäume das Stehen behalten kann. Aber auch das stammhafteste Stehen hilft ihnen nicht gegen die Umschnürungen, welche die Schling-Bestien an Stamm und Nester anrichten, wenn sie den Baum einmal erreicht haben. Zum Belege dieser wahrhaft bestialischen Natur der südamerikanischen Schlingpflanzen mag dem Leser folgende kleine Geschichte dienen.

In Rio hatte ich hinten in meinem Garten einen Pavillon, der uns bei der überall frei hindurch streichenden Luft angenehme Kühlung gewährte. Lästig aber bei der Gluth der Sonnenstrahlen war die Passage vom Hause dorthin, da außer einigen Granatbäumen nichts Schatten gewährte. Da bekam ich einige Fruchtnüsse der gewöhnlichen gelbblühenden Urwalds-Schlingpflanze geschenkt. Rasch ward von gerissenen Palmens-Patten zwischen Haus und Pavillon ein Laubengang, und am Hause entlang bis zu der in der Garten-Ecke liegenden Hausthür eine Veranda improvisirt und ein Duzend Nüsse an den Tragpfeilern in die Erde gesteckt. Gut Ding will Weile haben: erst nach drei bis fünf Wochen gingen die Keime auf und wuchsen in steifen Speeren langsam empor. Da aber wurden die Pflanzen unten holzartig aussehen, und nun ging das Arbeiten los. Rasch schoben sich die Speere, mit klebriger Feuchtigkeit überzogen,

an den Tragspeilern in die Höh', Schosse auf Schosse trieben hervor und vertheilten sich an den Duerstangen des Ganges entlang, immer neue Ausläufer vor sich her und seitwärts von sich weg treibend, und vier Monate nach Legung der Rüsse waren Laubengang und Veranda mit den großen fünffingerigen Blättern überzogen, und stolz fortan wandelte ich sammt Weib und Kind im Schatten meiner Schöpfung umher. Bald sah ich mich genöthigt, mein Werk noch weiter zu treiben. Da nemlich die Kinder es nicht lassen konnten, aus der Thür tretend, gleich den schrägen unbeschatteten Nichtweg nach dem Pavillon einzuschlagen, wo sie dann oft recht böse Sonnenstiche bekamen, so zog ich vom Laubengange bei'm Pavillon schräg nach der Veranda bei der Hausthür Bindsaden hinüber, und sofort folgten die gehorsamen Schöflinge ihrem dirigirenden Meister: nach vierzehn Tagen war die Sache gemacht und der ganze Winkel zwischen Laubengang und Veranda mit dem dicht durcheinander geworrenen Schlingzeug überzogen, so daß die Extravaganzen der Kinder vollkommen mit Schatten bedeckt waren. Wer war froher als ich? zumal da auch bald die großen mastigen Knospen und die strogenden strahlenden Blüthen sich zeigten. Da aber fing es mir wie Göthe's Zauberlehrlinge an zu gehen. Ich konnte der immer auf's Neue hervorschießenden Schossen-Wirthschaft nicht auch das Stillstehen gebieten: einmal auf die Beine gebracht war das Zeug, in geometrischen Progressionen fortwuchernd, nicht mehr zu halten: jeden Morgen auf's Neue hatte ich meine anf Mannslänge davon entfernten Granatbäume aus den Umarmungen der Bestien zu retten, mit immer neuen Stützen die von der Rankenlast gebeugten Palmenlatten zu versehen, und dazu wurden die Ziegeln meines Pavillons von dem zwischendurch brechenden Diebsvolf auseinander getrieben, Haus-Mauer und Haus-Dach erklettert, und nach einem halben Jahre (von Legung der Rüsse an gerechnet) schickte die Nachbarin herum, ich möchte doch meine Schlingpflanzen mäßigen, die ihren Schornstein dermaßen attackirt und bloquirt hätten, daß der Rauch nicht mehr hinaus könne. Ich mäßigte, d. i. ich schnitt den Bestien die Hälse ab. Als ich aber hernach Garten und Rio verließ, war gleichwohl der Scandal wieder so arg geworden, daß der Laubengang von der Last eingebrochen und die Veranda nicht mehr im Stande war, sich an der Hausmauer festzuhalten. — — —

Gern führte ich nun den Leser vom Bergstrom im Inhomerimthal noch etwas weiter in den Wald hinein. Wir können aber durch die

Schling-Fakelung hindurch nur bis zur Grenze der Fluthen-Rastrung dringen. Denn dort legt uns das wilde Gerede der Boden-Vegetation von unnennbaren Monstern, von Cactus-Knäppeln, Aloe-Wurzeln und anderm Zeug eine stachelige Fußangel und einen spanischen Reuter nach dem andern in den Weg, und starrend steht uns der Urwald hier als eine Wand von Riesenbambus-Säulen entgegen, durch deren Zwischenräume wir nicht einmal unsre geballte Faust, geschweige denn uns selbst, hindurch bringen können; oder es steigt dort der Unterwald werdender Palmen aus dem Boden auf, deren Schäfte zwar erst oben hinauf und dann da hindurch brechen wollen, die aber doch schon jetzt ihre ganze riesenhafte Breite erreicht und die colossalen Bogengewölbe ihrer scharfkantigen und spitzstacheligen Blätter so rücksichtslos in einander verschoben haben, daß an ein Weiterdringen nicht zu denken ist. Bei solchem Durcheinandergearbeitet- und Ueber-einandergeschichtet-Sein würde es uns gar nicht wundern, wenn wir einen Baum, um Platz zu gewinnen, auf den andern gesprungen sähen. Und in der That geschieht dies auch zuweilen. So sah ich auf einer späteren Reise an der andern Seite des Thals unweit der neuen Straße, die damals unsre Landsleute bauten, einen solchen Reiter-Baum stehen, dessen Klasterdickes Roß sich zu einer Höhe von anderthalb hundert Fuß „aufgebäumt“, hatte; und gleichwohl saß der Reiter ohne zu schwindeln oben drauf und hatte, während sein stolzes Haupt sich an die 70 bis 80 Fuß hoch über dem Andern erhob, seine mannsdicken Wurzel-Beine durch des Gauls gigantische Mähnen-Neste hindurch bis unten in die Erde hinein gesteckt, zweifelsohne zu mehrerer Haltung und leichterem Speisenbeförderung. Wie er da hinaufgekommen, weiß ich nicht, aber Beide, Roß und Reiter, befanden sich bei der Cavalcade, dem Anschein nach, äußerst wohl. — — —

Doch mein Reisebericht geht zu Ende. Denn was ich in den drei Stunden der Gebirgswanderung erlebte, war eben nur die stets wiederholte Abwechslung zwischen jenem Ueberblick über den Urwald von freier Bergstraße herab, und zwischen diesem Durchhinschreiten durch die Riesenstämme selbst, wenn die Felswand rechts sich zurückzog und zu einem Nebenthal sich hinauf dehnte, das dann immer von der Höhe herab bis unten an den Inhomerim hinunter mit strogendem Urwald bedeckt war, so daß die Straße durch das Dunkel der überhängenden Baumkronen oft wie ein infernalischer Tunnel sich hindurchzog und bei dem Dareinschauen

der spukhaft gebildeten Schmaroger-Pflanzenkollekte oft nicht ohne Grauen zu passiren war, wozu dann in der Mitte des Waldpasses oft noch ein träge schleichender düsterer Bergbach kam, um durch sein stygisches Sumpfwasser das Bild des Inferus zu vervollständigen. Ich gestehe es offen, daß mir oft, wenn ich noch oben von freier Straßenhöhe herab meine Augen an den Waldfronen unter mir geweidet hatte und nun plötzlich beim Aufgehen solches Höllenthores dahinein sollte, ganz und gar unheimlich zu Muth wurde und ich zaudernd hinter mir zurücklaufschte, die Straße hinab, ob nicht das ferne Glockengeläute eines heraussteigenden Maulthierzuges sich ankündige, dem ich als Convoi durch den Schreckenspaß mich anschließen könne. Freilich bekam der Paß dann durch die halbnaekten Gestalten der Schwarzen erst recht seine entsprechende Höllenstaffage, aber etwas angelegentliches Geplauder mit den treuherzigen Burschen störte sofort auf's angenehmste alle derartigen Illusionen. Und wie wohl that es dann, wenn von fern mondgroß das Ausgangsthor sich zeigte, weiter und weiter sich ausdehnte und endlich dem freien Blick über's Thal hinaus sich wieder öffnete. Und wie überraschend gar der Austritt aus dem letzten Waldthor! Noch eben, beim Eintritt in diesen letzten Urwaldszug, hatte ich tief, tief unter mir das Brausen des Inhomerin gehört und daraus den für meine Ermüdung gar nicht tröstlichen Schluß gezogen, daß die Straße noch weit hinauf sich zu schlängeln habe, bis sie zu seinen Quellen gelange: Da stürzte er plötzlich, als ich aus dem Waldthor hinaustrat, mir gegenüber von steiler Felswand herunter, Alles um ihn her licht und klar, der Urwald abgetrieben, und die Straße frei und bequem sich vollends hinaufziehend zu der HochEbene, aus welcher er herunter brauste. Ich witterte deutsche Cultur. Rasch eilte ich hinan, blickte noch einmal das Thal entlang bis hinunter über die gestern durchwanderte Tiefebene und über die herrlich umschlossene Bai zum Ocean hinaus, und schritt dann rüstig durch die entwaldete Straßen-Schlucht, die sich oben vor mir aufthat, dahin. Da öffnete sich vorn die Schlucht wieder, und siehe da, eine weite paradiesische Ebene lag vor mir, rings um sie her die Felsen des Hochgebirgs-Kranzes der Serra da Estrella, gelagert wie schirmende Engel Gottes, und von ihnen in die Ebene sanft hinab sich senkend üppige segentriefende Waldhügel, hie und da schon gelichtet und mit Colonisten-Blockhäusern besetzt.

Das war Petropolis, die junge deutsche Colonie im fernen fremden Lande! — — —

Ich schließe hier meine Mittheilungen. Denn was ich fortan in Petropolis erlebte, die Freuden eines evangelischen Geistlichen, dem der Herr sein Werk gelingen ließ, und seine Leiden, die römischer Priester Haß gegen das deutsche evangelische Werk ihm zufügte, das Alles überschreitet die Grenze dieses Reiseberichtes.

9

08333

